Oehlenschl.

Schriften.

1.

Bibl. Mont.
766

766
Bibl. Mont.
-1

Adam Oehlenschläger's

Schriften.

Erstes Bändchen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Adam Oehlenschläger's

Schriften.

Zum erstenmale gesammelt

als

Ausgabe letzter Hand.

Erstes Bändchen.

Selbstbiographie. Erster Theil.

Breslau,
im Verlage bei Josef Max und Komp.

1829.

An

Seine Majestät,

König Ludwig von Baiern.

Die Dichtung ist so alt wie die Geschichte;
Aus Blut und Morden, Wüthen und Verrath
Entfaltete sich in dem Frühgedichte,
Für Menschensinn und Geist, die erste That.
Denn nur im wunderbaren Zauberlichte
Die alte Welt sich unserm Auge naht,
Und nur durch Sänger haben wir erfahren
Die Weltbegebenheit von tausend Jahren.

Und „könnte die Geschichte davon schweigen,“
Daß je ein kühnes Heldenvolk gelebt,
„Es würden tausend Steine redend zeugen,
Die noch man aus dem Schooß der Erde gräbt.“
Nur Lied und Marmor uns die Spuren zeigen,
Was eine große Vorzeit groß gestrebt;
„Drum darf der Künstler mit dem König gehen,
Denn beide wohnen auf der Menschheit Höhen.“

Zwar zeigte sich als Großes oft das Kleine,
Der Sänger lieh der Zeit sein eignes Herz;
So seh'n im Berg, verbunden mit dem Steine
In reichen Adern, wir ein edles Erz.
Im Grabe modern längst die Todtenbeine;
Der Heldenhügel hebt sich himmelwärts,
Und frisch im Grase da, in warmer Sonne,
Sproßt manche Blume noch in Frühlingswonne.

Verstand! Einbildungskraft! der Seele Schwingen,
Ihr hebt allein uns von dem Erdenrand!
Denn ohne Bild — nichts weiß ich von den Dingen,
Und Einsicht, Ordnung, schenkt nur der Verstand.
Soll dir der Schwung zum Höchsten denn gelingen,
Zerreiße nie das schwesterliche Band!
Den Flügel lähme nicht, halt ihn im Zügel!
Ein schlechter Adler fliegt mit einem Flügel.

Mit einem Flügel flogen meist die Alten,
Dem bunten Flügel kühner Phantasie;
Lang war der wilde Zug nicht auszuhalten,
Im Nebel tappte träumend Poesie.
Und in den neuen Zeiten, in den kalten,
Man fragte nach der Kraft der Schwinge nie;
Ein flügelloser Strauß ließ sich nur sehen
Der Geist, um, wie ein Stier, im Joch zu gehen.

Hellas! Ein schöner Augenblick! verschwunden
Beinahe wie gereift; doch ewig nicht;
Wir haben wieder Griechenland gefunden,
In Stein und Rede, Kunst und in Gedicht.
Ein neuentsproßner Lorbeer hat umwunden
Die Trümmer, wo's an Hoffnung nicht gebricht;
Und mit dem Geist des Christenthums vermählen
Sich Schönheitliebende, wie Heldenseelen.

Es spielt nicht mehr die wilde Zeit im Traume,
Auch sich nicht länger seichte Klugheit bläht;
Zwar pflücken wir von dem Erkenntnißbaume,
Doch ist der Sänger wieder ein Profet;
Das Werk der Kunst — nicht länger mit dem Schaume
Vergleichen wir's; und halbe Wahrheit steht
Nicht mehr und wiegt den Werth auf schiefen Schaalen,
Oft ungerechter noch als die Vandalen!

Nie haben Nordenkönige verachtet
Das alte Lied und auch den Skalden nicht;
Denn Odins That, von langer Zeit umnachtet,
Geht zu dem Skioldung nur durch das Gedicht.
Oft, wackre Deutsche! was Ihr schön vollbrachtet,
Erkannten Sie, und Eure Großen nicht;
Und Claudius und Klopstock — edle Nahmen! —
Vom Dänenkönig ihren Kranz bekamen.

O schöne Sprache! Güte, die mir Norden,
Und die mir selbst das edle Schweden zeigt.
Doch bin ich deutscher Sänger auch geworden;
Die Sprachen sind ja schwesterlich verzweigt.
Ein Bruderstamm Germanien und Norden!
Drum meine kühne Harfe dort nicht zweigt;
Die Töne von des Sundes fernem Lande
Weh'n zu des Rheines, zu der Donau Strande.

Wo find' ich aber dort den großen Kenner,
Um deſſen Baum ſich meine Rebe ſchlingt?
Als Freunde dort zähl' ich zwar viele Männer,
Die wohl verſteh'n wie eine Harfe klingt;
Doch braucht der Dichter einen ſtarken Gönner,
Der auch verzeiht, wenn der Geſang mislingt,
Und der mit Edelmuth ihn kann erheben,
Zu ſchwacher Stunde, wenn die Kräfte beben.

Geh ich nach Weimar? Ach es ſchläft ſchon lange
Der theure Fürſt bei ſeinem Schiller dort.
Der Dichtergreis verjüngt ſich im Geſange,
Verlaſſen hat Apoll noch nicht den Ort.
Die bunte Haut verliert die ſchöne Schlange
Der Ewigkeit — erneut ſie immerfort!
Deutſchlands Athen — in München ſteht es wieder,
Bei Bild und Marmor tönen friſche Lieder.

Als Jüngling hat der König selbst gesungen,
Wie David, Ossian, Heinrich es gethan;
Jetzt hat Er einen größern Kranz errungen,
Weil Land und Leute sind Ihm unterthan;
Doch aus dem Herzen ist Ihm nicht verklungen
Die alte Liebe zu dem schönen Wahn,
Und hört der Völkerhirt die Harfe beben,
Gewinnen Jugendträume wieder Leben.

Zwar weit entfernt, darf ich es immer wagen;
Im doppelten Bezug bin ich ja Sein!
Christoph von Bayern baute Kopenhagen,
Als Kopenhagner, Fürst! bin ich auch Dein.
Verbunden durch das Blut, durch treue Sagen
Ist Dänemark und Bayern. Aus dem Hain'
Des alten Bragi meine Lieder gehen,
Du wirst sie, edler Ludwig! nicht verschmähen!

Es sammeln lauter fröhliche Gesichter
Um Deinen Thron sich, Herr! seit kurzer Frist;
Wo treff' ich einen kunsterfahrnen Richter,
Den Freund des Schönen, Ludwig! wie Du bist?
Der Dichter doch am besten fühlt den Dichter,
Heil mir! daß auch ein König Dichter ist,
Der nicht verschmäht in Seinen Heldentagen
Den Sängerlorbeer in dem Helm zu tragen!

Inhalt.

Erstes Kapitel. Die Kinderjahre. . . . . Seite 3

Zweites Kapitel. Knabenjahre. . . . . = 13

Drittes Kapitel. Erste Jugend. . . . . = 26

Viertes Kapitel. Theaterliebe. Dänisches Repertoire. = 38

Fünftes Kapitel. Der Schauspieler. . . . . = 53

Sechstes Kapitel. Theaterleben. . . . . = 66

Siebentes Kapitel. Der Studiosus Juris. . . . = 75

Achtes Kapitel. Verlust und Gewinn. . . . . = 86

Neuntes Kapitel. Kriegsbegebenheiten. . . . = 97

Zehntes Kapitel. Lehrjahre nach dem Kriege. . = 110

Elftes Kapitel. Klub-Bekanntschaften. . . . = 119

Zwölftes Kapitel. Verlobung. Neuere Schule. . = 129

Dreizehntes Kapitel. Opposition. Familienleben. Dichtungen. . . . . = 142

Vierzehntes Kapitel. Räuber. Sonnenfinsterniß. Symposion. . . . . = 155

Selbstbiographie

des

Verfassers,

bis zu seinem dreißigsten Jahre.

Erstes Kapitel.

Die Kinderjahre.

Ich bin am 14. November 1779 in einer Vorstadt Kopenhagens geboren, die nach dem schönen Lustschlosse Friedrichsberg hinausliegt; gerade bei dem Eingange einer herrlichen langen Allee, die nachher viele Jahre mein täglicher Spaziergang gewesen ist. Mein Vater, Joachim Conrad, war aus Schleswig gebürtig. Ein altes Stammbuch beweist, daß unsre Familie dort und in Holstein wenigstens seit der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts gewohnt hat; weil nun der berühmte Adam Olearius oder Oehlenschläger ohngefähr zur selben Zeit und aus selbiger Gegend gebürtig war, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß er mit uns verwandt gewesen ist. Alle meine Vorfahren in Holstein und Schleswig waren Organisten und Schullehrer; dazu war mein Vater auch auferzogen; er kam als Jüngling von zwanzig Jahren nach Kopenhagen, hatte recht gut das Clavierspielen gelernt, und von einem Prediger das Zeugniß erhalten, daß er ein recht guter Schullehrer werden könne. Zu der Zeit konnte aber nichts gedeihen, was nicht einen Protector unter den Großen hatte; der Graf Adam Gottlob Moltke vermochte damals alles; er hatte meinen Vater nach Kopenhagen kommen lassen,

nahm ihn in seine Dienste, ließ ihn den jungen Gräfinnen in der Musik Unterricht geben, und beförderte ihn nachher zum Organisten auf Friedrichsberg. Hier ward er auch Gevollmächtigter bei dem königlichen Schlosse; und, nachdem er sich während meiner Kindheit und Jugend sehr knapp durchgeschlagen hatte, wurde er endlich Schloßverwalter; so daß er in seinen alten Tagen ein reichliches Einkommen hatte, und vielen Menschen Wohlthaten erweisen konnte, welches seine größte Freude war.

Meine Mutter hieß Martha Maria Hansen. Ihr Vater, ebenfalls königlicher Gevollmächtigter bei einem Schlosse, war auch ein Deutscher; seine Frau aber war die Tochter eines kopenhagener Bürgers, Nahmens Severin. Meines Vaters Mutter war eine Jütländerinn, ihr Familiennahme war Tolstrup. So stamme ich von Deutschen wie von Dänen, und es scheint als ob das Schicksal bestimmt hätte, daß ich beiden Nationen angehören sollte.

Das erste, dessen ich mich aus meiner Kindheit erinnere, ist, daß ich eines Morgens, als kleiner Knabe an der Seite meines Vaters schlafend, von einem Tumulte erweckt wurde. Man hatte eine große Eule in dem Kamin unseres Schlafzimmers gefunden, die durch den Schornstein herunter gefallen war. Mein Vater öffnete das Fenster, und ich sehe sie noch über die Bäume wegfliegen. Kurz darauf ward meine Schwester Sophia Wilhelmine Bertha geboren. Ehrfurchtsvoll trat ich eines Morgens ins Zimmer meiner Mutter, und sah die kleine Puppe bei ihr im Bette liegen, die uns der Storch verwichene Nacht gebracht hatte. Meine Schwester war nur drittehalb Jahr jünger als ich; und doch stehen diese zwei Erscheinungen deutlich vor meiner Seele.

Meine Aeltern nannten mich Adam Gottlob nach dem alten Grafen Moltke. Einen Sohn selbiges Nahmens hatten sie schon ein Jahr vor meiner Geburt verloren, der nur vier und zwanzig Stunden alt ward. Mein Vater, der ein lustiger Mann war, voll Feuer und Witz, pflegte oft nachher im Leben zu sagen, wenn er von seinen Kindern sprach: „Ja mein ältester Sohn, das war ein ganz anderer Kerl, als dieser Poete da!“ —

Sie schickten mich in eine Kinderschule bei einer alten grämlichen Frau, wo ich viel ausstehen mußte; nicht des Lernens wegen, sondern durch den gewaltigen Zwang, den sie uns auflegte. Wir mußten Stunden lang auf Schemeln sitzen, ohne uns zu rühren. Unsere einzige Freude bestand darin, kleine Flocken aus unsern Jäckchen zu pflücken und daraus Kugeln zu machen; sie klopfte uns aber auf den Kopf mit ihrem Fingerhute, wenn sie es entdeckte. Einige von den Aermsten schlug sie wohl auch mitunter mit einem Stück Holz, wenn nichts anderes bei der Hand war. Ich weiß noch, wie ich die Hühner und Enten in ihrem Hofe beneidete, die so frei herum gehen konnten, und gackern, ohne gestraft zu werden.

Mein Trost war Hübners biblische Geschichte. Wenn wir unsere Lectionen gelernt hatten, bekamen wir Erlaubniß ein Stück laut daraus vorzulesen; und so ward ich früh mit den Schicksalen Mosis, Josephs, Davids und Salomons vertraut. Die Leidensgeschichte Jesu schmolz mein Herz, so wie die Begebenheiten seiner Kindheit, als die lieblichste Idylle, mich erfreute. Meine Mutter war sehr fromm, sehr verständig und sehr ernst. Sie war in ihrer Jugend in dem Hause des Kanzler Cramers gewesen, hatte Klopstock gesehen, aber liebte ihn nicht sehr. Er war ihr zu hochtrabend, sagte sie; sie zog die Psalmen Gellerts den

seinigen weit vor, weil sie schlichter waren, und mehr vom Herzen kamen. In der Kirche war ich alle Sonntage mit meinem Vater auf der Orgel; und weil ich eine gute Singstimme hatte, war ich freiwilligerweise Vorsänger geworden. Mit Begeisterung sang ich die geistlichen Lieder, und mit Aufmerksamkeit hörte ich den Prediger das Evangelium lesen; wenn es aber zur Erklärung des Textes kam, war es mit meiner Andacht vorbei; dann ging ich gewöhnlich mit einigen Kameraden hinter die Orgel, wo wir in einem Kreise sitzend eine Art von Club bildeten, und von weltlichen Dingen sprachen, bis ich wieder singen sollte.

Der Küster hielt auch eine Schule, in welche die Jungen des Dorfes gingen. Als ich nun die ersten Kinderschuhe ausgetreten hatte, avancirte ich da hinauf. Die meisten von diesen Jungen waren aber schlimme Gassenbuben, und weil wir dort nichts mehr lernten, als bei der alten Frau, so hatte ich eigentlich durch den Tausch mehr verloren als gewonnen; denn dort ging es doch sittlich und ehrbar zu. Der Küster war ein sehr dicker Mann, der erbärmlich alle Sonntage wie eine Katze in der Kirche miaute, doch mangelte es ihm nicht an Kopf. Er hatte einen Substituten, dem es auch nicht an Kopf fehlte; er war aber eben so dick wie der Küster, und während dieser herumging, und Visiten bei seiner Gemeinde, im lichtgelben Rocke mit schwarzen Knöpfen machte, ging der Substitut im Schlafrocke, mit einer langen Tabakspfeife schmauchend, auf und ab in der Schulstube, und ließ uns Knaben machen was wir wollten. Züchtigungen gab es nun freilich genug, aber damit war uns allen wenig geholfen.

Schon damals hatte ich in meinem neunten Jahre ein geistliches Lied verfaßt, welches der Küster zu sehen bekam. Gegen den Inhalt hatte er nichts einzuwenden, nur sagte er, das Lied

sei nicht im richtigen Silbenmaaße gedichtet. Ich wagte das Gegentheil zu behaupten. Ein Gesangbuch ward als Schiedsrichter hervorgeholt, und ich hatte den Triumph, daß der Küster gestehen mußte, gegen die Pedes wäre nichts einzuwenden.

In meinen Freistunden spielte ich mit meiner Schwester Sophia, einem Mädchen von den herrlichsten Anlagen, und mit einem Knaben voll Kopf und Witz, der mit einem ungeheuren Gedächtnisse nur ein Jahr jünger war als ich. Freilich waren unsere Neigungen und Ansichten schon von Jugend an sehr verschieden; darum zankten und versöhnten wir uns auch immerfort; was ihm leicht war, war mir schwer; was ich konnte, konnte er nicht. Ich war ungeduldig, und er war hartnäckig. Ich ergriff alles mit dem Gefühle und er wollte immer kritisiren; indeß erkannten wir beide, was wir einander waren, und viele meiner schönsten Kinderstunden habe ich mit ihm verlebt.

Das Lustschloß Friedrichsberg liegt auf einem anmuthigen Hügel, wovon man die schönste Aussicht über Kopenhagen, über das Meer und über die Insel Amack hat. Der König Friedrich der Vierte ließ es, nach seiner Zurückkunft aus Italien, wie das Schloß Frascati erbauen, und Christian der Sechste hat es mit Seitengebäuden und Bogengängen versehen. Die große Heerstraße geht dicht vorbei; jenseit liegt das Süderfeld, ein kleiner Wald am Abhange des Hügels, welcher schon in meiner Kindheit zu einem schönen englischen Park eingerichtet war. Der Garten unter dem Berge, jetzt auch ein Park, war in meiner Kindheit noch im steifen französischen Geschmacke, mit geschornen Hecken, Springbrunnen und Taxuspyramiden. So hatte ich ein großes Bild englischer Natur und französischer Regelmäßigkeit vor Augen; und mitten drinn das italienische Schloß voll schöner Ge-

mächer und Gemählde. — Unsere Lebensart im Sommer und Winter war eben so verschieden, wie die Natur. Im Sommer wimmelte es bei uns von Menschen, von schönen geputzten Damen. Der ganze Hof war da; die schönste Tafelmusik konnten wir Kinder hören, wir konnten durch die Thüre die königliche Familie bei Tafel sitzen sehen. Janitscharenmusik war draußen des Sonntags Nachmittags und Volksgewimmel im Garten. — Der Park dagegen stand leer; der war für die königliche Familie allein bestimmt. Mein Vater hatte aber den Schlüssel dazu, und ich und meine Schwester machten viele Bekannten glücklich, wenn wir mit ihnen da spazieren gingen. Da war es still und einsam, wie zehn Meilen von der Stadt. Da besuchte man das norwegische Haus, wo die große Natur im Kleinen täuschend nachgemacht war; den Eremiten in seiner Klause, die Grotte mit Krystallen und Erzen wie in einer Feenwohnung; das chinesische Haus, mit bunten Bildern von Mandarinen und Frauenzimmern, und oben am Dache Glocken, die sich im Winde bewegten und klangen.

Einmal im Sommer machten wir gewöhnlich eine Wallfart zum schönen Thiergarten zwei Meilen von der Stadt. Ein herrlicher Weg führt dahin den Strand entlang. Große Eichen und Buchen und eine reiche Quelle winken den Wanderer zum Schatten; in Buden und Zelten sind Seiltänzer und Puppenspieler. Da aßen wir im Grase, was wir mitgebracht hatten, und schnitten unsere Nahmen in einen alten Baum, der sie noch trägt.

Kam der Spätherbst, und zog die Herrschaft zur Stadt, so war auch die ganze Umgebung ganz anders. Keine Musik mehr, kein Spaziergänger; aber voll von Handwerkern und Arbeitern waren Schloß und Garten. Da ging ich denn herum bei den Maurern, Zimmerleuten, Tischlern, Tapezirern, Malern; auch

wagte ich mich mitunter in die Höhe mit den Bleideckern. Und wie ich im Sommer die feine Lebensart der großen und schönen Welt bewunderte, so lauschte ich jetzt den Handwerkern ihre Eigenheiten und Launen ab, und sah den Gärtnern zu, wenn sie pflanzten, säeten oder Bäume beschnitten. Kam nun der eigentliche Winter, so waren wir im großen Schlosse ganz allein, mit zwei Wächtern und zwei großen lichtgelben Doggen. Das ganze Schloß gehörte uns allein; dann ging ich in die königlichen Zimmer, betrachtete die Gemählde und bauete mir böhmische Dörfer; dann erlaubte mein Vater mir wohl auch im schönen Wetter nach der Stadt zu gehen, um Bücher aus der Leihbibliothek zu holen. Mit einem solchen großen Bündel auf einem kleinen Stecken getragen, kam ich dann bald wieder nach Hause; und dann kehrten wir uns weder an Sturm noch Regen oder Schnee; dann saß der Vater mit dem kleinen Hunde im Schlafrocke, und las laut vor; oder ich las selber leise, und folgte Albert Julius und Robinson Crusoe nach ihren Inseln, schwärmte umher im Feenlande mit Aladdin, oder unterhielt mich mit Thoms Jones, und lachte über Siegfried von Lindenbergs Albernheiten. Holbergs Comödien wußte ich schon auswendig.

Ich habe von dem kleinen Hunde gesprochen, den die ganze Familie und besonders wir Kinder sehr liebten. Eine Dienstmagd hatten wir, die nicht viel taugte, die aber dem Hunde auch sehr gewogen war. Als sie nun in einem anderen Hause in Kopenhagen diente, verschwand der kleine Present eines Tages plötzlich, und alles Suchens ungeachtet fanden wir ihn nicht wieder. Da gab es denn ein Wehklagen unter uns Kindern, wir beweinten den kleinen verschwundenen Freund und glaubten ihn todt. Die Schmerzenswunde war schon wieder etwas geheilt, als ich vier-

zehn Tage darauf mit meinem Vater zur Stadt ging. In einer abgelegenen Straße begegnen wir zufälligerweise dem Mädchen, mit dem Hunde unter dem Arm. Kaum sieht mein Vater sie, so geht er gerade auf sie los, und mit den Worten: „Ei du Metze, hast du da meinen Hund?" faßt er ganz gelassen den kleinen Present beim Nacken und überreicht mir die Beute; kein Wort ward weiter gewechselt. Mit welcher Entzückung ich aber den kleinen Hund nach Hause trug und mit welcher Freude wir empfangen wurden, läßt sich nicht beschreiben.

Eine andre Hunds-Geschichte war trauriger, aber doch nicht so schlimm als sie hätte werden können. Ich kam eines Tages den zwei großen Doggen, die im Hofe gefesselt standen, zu nahe; der eine Hund springt hin, beißt mir ein Stück aus dem Rockärmel, und es saßen die Merkmale seiner Zähne in meinem Arm. Kaum sieht meine Mutter das, so wäscht sie sorgfältig die Verletzung, drauf geht sie zum Wächter, dem die Hunde anvertraut waren. „Er schießt mir gleich den Hund!" sagte sie. — „Gott, Madame, das wage ich nicht! Es ist ein königlicher Hund, eine große Seltenheit, ein Geschenk, dem Schlosse von einem vornehmen Herrn gemacht." — „Er schießt mir den Hund gleich todt," versetzte meine Mutter. „Jetzt fehlt dem Hunde nichts, er könnte aber toll werden; er hat mein Kind gebissen, ich muß für die Rettung meines Sohnes sorgen. Das Kind einer Mutter ist mehr werth, als ein königlicher Hund! Ich will alles auf mich nehmen." — Der Hund ward erschossen und die That ward nicht gemisbilligt, obschon die mütterliche Sorgfalt vermuthlich von einem Vorurtheile herrührte.

Mitunter besuchte mein Vater einige Bekannte im Dorfe, da spielten sie Quadrille, bis wir Kinder einschliefen, und wir

wurden erst geweckt, wenn wir nach Hause gehen sollten. Ich mußte immer die Leuchte tragen. Ich erinnere mich noch eines sehr kalten, finstern Winterabends, als wir so durch den Garten nach Hause gingen. Plötzlich wird es hell, und ich sehe einen schönen Mond langsam über den Himmel schweben und wieder erlöschen. Die Knie zitterten mir unter dem Leibe, ich glaubte, der Mond wäre heruntergefallen und wunderte mich darüber, daß mein kleines Licht noch in der Leuchte brannte. Da erzählte mein Vater mir allerlei von den Sternschnuppen, und von der Astronomie, wie er es in Gottscheds ersten Gründen der Weltweisheit gelesen hatte. Ein so schönes Meteor habe ich aber nie wieder gesehen. Einst im Winter 1790 wurde unsere einförmige Lebensart plötzlich durch einige prächtige Festtage in Kopenhagen beim Einzug des Kronprinzen und seiner hohen Braut unterbrochen. Da war Illumination drei Abende hindurch und Ehrenpforten in vielen Straßen. Mein Vater fuhr auch mit dem Vater meines Freundes W. im Schlitten nach Kopenhagen. Sie nahmen mich mit. Ich erstaunte über alle die schönen Sinnbilder und Lichter, und glaubte, die Mährchenwelt aus Tausend und einer Nacht wäre wirklich geworden. Selbst der Schnee in den Straßen, der bei den vielen Lichtern gelb aussah, glaubte ich, wäre gelber Sand, mit dem man das Pflaster zur Zierde bestreut hätte.

Uebrigens ging ich in meiner Kindheit nicht auf Rosen, denn meine Aeltern waren arm und litten von Nahrungsorgen. Dazu kam, daß meine zweite Schwester Christine Maria mit Wassersucht im Kopfe geboren ward, und fünf Jahre in der Wiege lag, ehe sie starb; der Körper wie eines säugenden Kindes, das Haupt beinahe so groß wie der übrige Körper. Durch

dieses große Unglück verfiel meine Mutter in eine tiefe Melancholie, und war zuletzt für uns und sich selbst verloren.

Ich war zwölf Jahre alt geworden und hatte noch nichts gelernt; dreihundert Bände der Leihbibliothek hatte ich freilich verschlungen, und so, ohne es selbst zu wissen, eine ziemliche Stärke in der Muttersprache bekommen; denn ich las nur dänisch; und meine Aeltern sprachen nur deutsch mit einander, wenn wir Kinder es nicht verstehen sollten.

So traf mich einmal auf einer seiner Wanderungen Edward Storm, ein Norweger, Dichter und Kinderfreund von funfzig Jahren, mit warmem Herzen, hellem Kopfe, der Vorsteher einer Realschule in Kopenhagen. Er erbarmte sich meiner, und schlug vor, mich unentgeltlich in die Schule zu nehmen, wenn mein Vater mir Kost und Wohnung in der Stadt verschaffen wollte. Dazu war er behülflich, und so kam ich denn in eine ganz andere Umgebung.

Zweites Kapitel.

Knabenjahre.

Die schöne Natur, das große Schloß mußte ich jetzt verlassen, und bei einer kleinen Familie in der Stadt in engen Zimmern wohnen. Doch waren die Wohnzimmer meiner Aeltern auch noch enger gewesen. Meine Pflegeältern waren gebildet und freundlich und behandelten mich wie ihr eigenes Kind. Es waren da mehrere Kinder aus andern Familien; sie selbst hatten keine.

In der Schule fand ich alles heiter und großartig. Die Schule, von einer Gesellschaft gestiftet, besaß ihr eignes Haus, luftige Höfe und einen geräumigen Garten, wo wir Kinder in den Freistunden spielten.

Viele Lehrer waren da für vier Klassen angestellt, und die Schüler lernten alle sogenannten Realwissenschaften, französisch und deutsch nicht, aber Latein und Griechisch. Denn die damals herrschende Rousseau-Basedowsche Mode hatte auch auf den guten Edward Storm gewirkt. Er wollte nährende, nicht zehrende Bürger im Staate bilden. Wir sollten Kaufleute, Baumeister, Handwerker ꝛc. werden, die Kenntnisse hätten, denken, fühlen und ihren Stand veredeln könnten. Außer den Schulstunden hiel-

ten auch ausgezeichnete Gelehrte Vorlesungen über Mythologie, Anatomie, ja sogar über Oeconomie und Bergmannswissenschaften.

Was mich besonders anzog war die nordische Mythologie, von Storm vorgetragen, und die Geschichte von Dichmann. Dieser herrliche Mann war auch ein Norweger, aber so verschieden von Storm, wie Plato von Sokrates. Er war bis zur Schwärmerei für das Schöne begeistert, besaß viel Scharfsinn und Witz, große Beredsamkeit, und wußte mit rührenden Zügen das Große und Seltne der Vorzeit darzustellen, während uns Storm mit Gellertscher Laune auf das Nützliche oder Schädliche der Gegenwart aufmerksam machte. Storm war selbst Dichter, und hat besonders in zwei Liedern, wovon das eine von mir in dieser Sammlung übersetzt ist, seine norwegische Vaterlandsliebe kräftig ausgesprochen.

Sehr früh schon fing ich an zu meinem eigenen Vergnügen Comödien zu schreiben und sie mit meiner Schwester und dem Jugendfreunde W. auf Friedrichsberg, im königlichen Speisesaale zu spielen. Meistens hatten wir gar keine Zuschauer. W., der in eine lateinische Schule ging, brachte mitunter einen Schulkameraden mit, der aber wenig Sinn für solche dramatische Uebungen zu haben schien, und gewöhnlich einschlief. W. hatte eine außerordentliche Fertigkeit im Werfen. Einmal, wie unser Zuschauer im äußern Ende des Saales auf seinem Stuhle eingeschlafen war, und wir ein Stück von mir spielten, die belohnte Gastfreiheit, (wo ein vornehmer Herr bei armen Leuten incognito einkehrend ihre Freigebigkeit prüft und nachher belohnt) sagte W. — um die Illusion nicht zu stören: „O! erlauben Sie gütigst, ich habe noch einen kleinen Hund mitgenommen, den ich versorgen muß.“ Damit nahm er einen faulen Apfel vom Teller, und warf ihn dem eingeschlafenen Zuschauer grade an die Stirn,

so daß er erwachte und mit größter Aufmerksamkeit das Stück zu Ende spielen sah.

So wußte W., obschon eigentlich das negative scherzende Princip meiner eifrigen ernsten Bemühungen, mit dem Spiele nur spielend, oft durch eine glückliche kühne Idee mir in der Noth beizustehen.

Einst spielten wir zum Beispiel ein größeres Stück von mir, woran mehrere Kameraden Theil nahmen. Der Knabe, der den Vater machte, hatte eine von meines Vaters alten Perücken auf dem Kopf, und sah sehr verzweifelt aus, weil er seine Rolle nicht wußte. Meine Schwester spielte die Tochter, die in Ohnmacht fiel, weil sie nicht gleich ihren heimlichen Liebhaber heirathen durfte. Der verzweifelte Vater, der seine Rolle nicht wußte, hatte dagegen die eingeklammerten Anmerkungen des Stücks sehr gut behalten. Wie die Tochter nun zu Boden sinkt, sagt er ganz gelassen: „Während der Zeit stehen die andern ihr bei!" und nun wollte er zur Thüre hinaus, weil er nichts mehr zu sagen wußte. Hier stand aber glücklicherweise W., und mit einem sehr geschickten Stoß in den Rücken wirft er ihn wieder grade mitten auf den Schauplatz hinein, so daß das Stück wieder in sein Gleis kam; denn der Stoß hatte auf den Schauspieler eine magnetische Wirkung gehabt, und die vergessenen Repliken erwachten in seinem Gedächtnisse wieder.

Auch Storm sah uns einmal so Comödie spielen, und sagte im Scherze zu mir: „I, mein liebes Kind! du bist ja ein größerer Dichter als Moliere! Man hielt es für etwas außerordentliches, daß er in acht Tagen ein Stück schreiben und aufführen konnte; das thust du aber alles an einem Tage!" Weder Storm noch ich selber hatte eine Idee davon, daß ich jemals wirklich ein

Dichter werden sollte. Auch Dichmann glaubte es nicht. Er hatte überhaupt keine großen Gedanken von mir, und doch liebte ich ihn. „Glauben Sie nicht, lieber Oehlenschläger, sagte er einmal in übler Laune, daß Sie Genie haben, weil Sie mit Leichtigkeit Verse machen. Sie können ein guter Gelehrter, ein brauchbarer Geschäftsmann werden; hier nannte er mir einen vornehmen Mann, der jährlich 3000 Thaler Einkünfte hatte und sehr schön wohnte. „Ein solcher," sagte er, „können Sie werden, Sie werden aber nie ein Edward Storm." — „Das ist möglich!" antwortete ich mit verbissenem Zorne, und ballte die Faust in der Rocktasche, weil ich es nicht vor seinen Augen zu thun wagte. Ich sah es für eine ungeheure Beleidigung an; und doch hatte Storm nur 200 Thlr. jährlich, und bewohnte zwei kleine Zimmer im Hinterhause.

Weil doch immer meine Neigung mich zum Wissenschaftlichen trieb, so hatte ich mit andern Kameraden in der letzten Zeit angefangen Privatunterricht bei Dichmann im Lateinischen zu nehmen.

Meiner Schwester, die allein auf Friedrichsberg saß, gab ich wieder Unterricht in einigen Sachen, wenn ich sie besuchte; sie brauchte nur wenig Anweisung, um alles schnell aufzufassen und zu lernen.

Ich hatte von Kindheit an große Lust, andere zu lehren was ich selbst lernte, und wollte gern Vorlesungen halten. Auch in der Kirche, wenn ich mich da allein glaubte, bestieg ich die Kanzel und predigte laut. Der Prediger war einmal in der Sacristei, als ich eine solche Predigt hielt. Er hörte mir verborgen zu, ohne mich zu stören, und rieth nachher meinem Vater, daß er mich Theologie studiren lassen sollte. Des Sommers ging ich alle Aben-

de nach Friedrichsberg, nur im Winter blieb ich in der Stadt. Einst hatte ich einen Kameraden versprochen ihn Anatomie zu lehren; ein kleines Kinderskelett hatte ich mir schon zu verschaffen gewußt. Es stand auf dem Tische, und ich schlief die Nacht bei dem Freunde, um morgen früh mit ihm nach dem Süderfelde zu gehen, Nüsse zu pflücken, was eigentlich nicht erlaubt war. Plötzlich hören wir etwas klopfen! Wir schweigen erschrocken im Bette und denken an das Skelett, das uns vermuthlich, des beschlossenen Diebstahls wegen, bestrafen will. Wie leicht schöpfte ich wieder Athem, als ich unser Dienstmädchen in die Stube hineintreten sah, mit meinem Nachtkamisol, das ich mitzunehmen vergessen hatte.

Mein Vater gab sich in jenen Jahren mit mir wenig ab, und überließ mich meinen Lehrern. Ich erinnere mich, wie ich ihn zweimal, von der Stadt kommend, im Garten mit bangem Herzen begegnete. Das erstemal hatte ich mich, ohne seine Erlaubniß dazu, überreden lassen, statt in die Schule zu gehen, einem Kameraden zu folgen, der ein großes Linienschiff auf der Rhede, den Elephanten, sehen sollte. Welche Freude, ein solches schönes Riesengebäude auf dem Wasser zu besteigen. Damals fühlte ich mich zum erstenmale von den Geistern unserer unsterblichen Seehelden, Christian des Vierten, Tordenskiolds, Juels Ad=lers und Hoidtfelds, gegrüßt. Das Tauwerk, die Segel, die schöne Kajüte, die Kanonen auf dem Verdeck, die lustigen Matrosen, die schöngekleideten Officiere, das Manövriren, die gute Mahlzeit, alles machte mir den Elephanten zum Zauberschlosse. — Wie ich aber nach Hause gehen sollte, fing mir das Herz im Busen zu klopfen an, ich war den ganzen Tag ohne Erlaubniß weggeblieben, und hatte die Schule versäumt. So begegnete ich

dem Vater im Garten, wie Adam nach dem Sündenfalle. Wie er aber alles hörte, hatte er nichts dagegen. Es wäre nicht Zeit dazu gewesen, sagte er, meine Aeltern vorher zu fragen, und ohne es darauf ankommen zu lassen, hätte ich der Freude und der nützlichen Erfahrung entbehren müssen.

Ein andermal begegnete ich ihm, ohngefähr am selbigen Orte, auch vom Wasser kommend, aber pudelnaß, weil ich an einem weit entfernten Badeorte angekleidet hineingefallen war, und so nach Hause gehen mußte. Weil aber alle meine Kleider ganz naß, und also die Farben im Verhältniß alle dunkler geworden waren, so merkte der Vater, mit Jemand im Gespräche begriffen, nicht die Veränderung. Ich zog meinen Huth sehr ehrerbietig ab, glücklicherweise hielt er mich nicht auf! ich lief zur Mutter hinauf, und die half mir denn bei dieser, wie bei so vielen andern Gelegenheiten, mit mütterlicher Liebe, und dankte Gott dafür, daß ich nicht ertrunken wäre.

In wirklicher Lebensgefahr bin ich in meiner Kindheit nur einmal gewesen. Ich war damals ein ganz kleiner Knabe. Es war ein Vogelschießen für die Hofofficianten im Süderfelde angestellt, mein Vater war auch dabei; es war sehr schönes Wetter.

„Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen; es grünten und blühten
Feld und Wald."

Es wurde mit Bogen in horizontaler Linie nach dem Vogel geschossen, der wie eine Scheibe auf Schußweite vor einem kleinen Erdhügel aufgestellt war. Der leere Platz dazwischen war mit Schnüren eingefaßt. Aber in Gedanken vertieft, Blumen pflückend, vergaß ich alles; kroch darunter, und wollte eben nach der andern Seite hinüber gehen, als ein stählerner Pfeil, wie ein Vogel schwirrend, meinem Haupte ganz nahe vorbei flog. — „Herr

Jesus, mein Kind!" rief meine Mutter. Es hatte mich aber nicht erschreckt; ich kam eilig mit den Blumen in der Hand, und glaubte nur, daß ich einen Verweis haben sollte, weil ich über die Schnur gehaun. Ein theilnehmender Freund brachte mir aus dem Zelte eine Schale Gefrornes, um mir einen Schrecken zu vergüten, den ich nicht gehabt hatte. Und während meine Mutter sich die Augen trocknete und dankbar zum Himmel hinaufblickte, aß ich ganz gelassen mein Gefrornes, und konnte nicht begreifen warum sie so gerührt war.

Die erste Volksversammlung, der ich beiwohnte, wo das Erhabene und Feierliche des Augenblicks, ohne kirchlich zu sein, mich erfreute und zur Andacht stimmte, war die Einweihung des Grundsteines zur Freiheits-Säule, außer der Stadt vom Kronprinzen gelegt, und zum Andenken der Aufhebung der Leibeigenschaft unter den Bauern veranstaltet.

In der Schule war ich immer unter den Ersten, und im letzten Jahre war ich der Dux, wie sie es nannten. In unsern Spielen war ich auch meistens der Anführer. Im ersten Schuljahre hatte ich freilich viel auszustehen. Ich mußte beinahe von vorn anfangen mit den Kleinen, und doch war ich ein langer Junge von zwölf Jahren und ragte über die Andern, wie der Münster über die Häuser in Straßburg. Dazu kam, daß ich sehr wunderbar angezogen war. Mein Vater, der nicht viel Geld hatte, mußte auf alle mögliche Arten sparen, und zusehen, wie er mir Kleider wohlfeil verschaffen konnte. Nun hatte der Garderobemeister der königlichen Personen mehrere abgetragene Kleidungsstücke, die ihm zufielen, meinem Vater verkauft, und so ging ich lange Zeit in hochrothen gekehrten Röcken des Kronprinzen, in steifen Stiefeln des Königs; und aus dem Tuche eines

cassirten Billards hatte man mir Hosen genäht. Die schwarzen schlichten Haare hingen mir über die Schultern; und so gewann ich freilich unter den wohl- und oft elegantgekleideten Söhnen der Vermögenden und Vornehmen ein abentheuerliches Aussehen, welches die Phantasie meiner Schulkameraden dazu anreizte, mich bald mit diesem, bald mit jenem Thiere zu vergleichen. Weil ich nun von Natur freundlich und friedliebend bin, aber auch stolz und jähzornig, wenn man mich reizt, so suchte ich erst mit guten Worten und oft mit Thränen ihren Spott und Hohn von mir abzuwenden; weil aber das Uebel nur dadurch ärger wurde, haute ich unbarmherzig auf sie hinein, und kaum hatte ich einige von den kleinen Spöttern tüchtig abgeprügelt, so ließen die andern mich auch hübsch mit Frieden.

Aus einer anderen Schule mußte ich aber bald wieder heraus treten, weil ich da nicht in Frieden bleiben konnte, und weil mir die Feinde zu stark waren. Ich liebte sehr das Zeichnen; unser Zeichnenlehrer fand, daß ich Talent dazu hatte. Weil er nun auch bei der Academie der schönen Künste angestellt war, so rieth er mir dort die Schule durchzumachen. Ich besuchte die Academie. Mit welcher Ehrfurcht betrachtete ich die Gypsabgüsse der griechischen Meisterwerke! eine Schönheit ahnend und fühlend, die ich noch nicht verstand. Wie gern copirte ich die verschiedenen Köpfe in der ersten Classe, und sehnte mich in eine höhere Classe hinauf, nach den Zeichnungen des trefflichen Abildgaards, Thorwaldsons Lehrer. Von Thorwaldson wußte ich aber damals noch nichts weiter, als daß er ein vorzüglicher Schüler gewesen war; denn viele Jahre blieb er in Rom, ohne etwas zu leisten. Ich war eben auf dem Punkte in die zweite Classe versetzt zu werden — als ich das Zeichnen aufgab. Wie ließen sich auch diese Uebun-

gen mit meinen Schulstunden, mit dem Privatunterrichte bei Dichmann vereinigen?

Dazu kam, daß die Academie zu einer gewissen Zeit des Jahres von den Mahlerburschen der Stadt besucht wurde. Diese großen Jungen schlugen sich immer beim Weggehen, und mißhandelten oft aus Muthwillen hübscher Leute Kinder. Diesem wollten meine Aeltern mich nicht aussetzen, zumahl da ich mit der rothen Kreide nicht sauber umzugehen wußte, und in der Zeit meines Academiegehens immer wie mit einem Heiligenscheine umgeben war. Ich gab also die Sache wieder auf.

Aber auch bei Dichmann waren mir die Privatstunden zu viel, wenn der Sommer kam und ich ganz Verzicht auf die schönen Abendstunden leisten sollte, die ich vorher in der freien Natur genossen hatte. Hiezu kam, daß der gute Dichmann, der von Nahrungssorgen und häuslichen Kummer litte, immer grämlicher wurde. Einmal wie er uns eine schwierige Stelle in einem lateinischen Autor erklärte, fragte er: „Verstehen Sie das nun Alle?" — „Ja!" war die Antwort. — „Sie auch, Oehlenschläger?" — „Nicht ganz," antwortete ich. „Wenn Herr Dichmann vielleicht so gut sein wollte, es mir noch einmal zu übersetzen —." „Ach!" antwortete er mit einem verächtlichen Achselzucken — „ich sehe wohl, woran es gebricht!" —

Er übersetzte es noch einmal. — Aber ich hörte kein Wort, ich war blaß wie eine Leiche, und zitterte über meinen ganzen Körper. — Kein Genie? Das ließ ich gelten! Aber nicht einmal Kopf zum Studiren? Ein schlechterer Kopf als alle die Andern? Das war zu viel. — Ich ging zu meinem Vater, und sagte ihm, daß ich bei mir keinen Beruf fühlte ein Gelehrter zu werden; ich wollte gern Kaufmann sein, und die Stunden bei Dichmann auf-

geben. — Mein Vater ließ mich gewähren. Als ich Dichmann das letzte Geld brachte, war er sehr gutmüthig und wollte mich überreden fortzufahren. „Lieber Oehlenschläger, sagte er, kehren Sie sich doch nicht an ein Wort, womit ich nichts gemeint habe! Fragen Sie alle meine Schüler, ob ich sie nicht oft härter angeredet habe.“ — Er brauchte nicht halb so viel zu sagen um mich vollends zu versöhnen, und die alte Liebe gegen ihn wieder zu erwecken. Aber ich hatte wirklich gar keine Lust zum Studiren, wenn das täglich in zwei Stunden geschehen sollte, nachdem ich schon sechs Stunden in der Schule gewesen war; und so blieb es denn dabei.

Dagegen suchte ich mich in der Schule in Dichmanns Stunden auszuzeichnen. Ich schrieb Hefte nach seinen Vorlesungen, mehrere dicke Bände; und als ich aus der Schule ging, examinirte er mich eine ganze Stunde in der allgemeinen Weltgeschichte, zur größten Zufriedenheit aller Anwesenden.

Kurz vorher starb der gute Storm, wobei die Schule einen wahren Vater verlor, und wir beweinten ihn alle herzlich.

Eben als wir Kinder seinen Tod erfahren hatten und alle leidenschaftlich betrübt waren, wollte der Lehrer der Mathematik, daß wir unsre Uebungen ruhig fortsetzen sollten, und meinte, daß wir damit Storms Gedächtniß am meisten ehrten, wenn wir recht fleißig und aufmerksam wären. Damit fing er an seine Striche und Cirkel auf die Tafel zu schreiben. Der Director der Schule fühlte aber feiner, und wollte unsere kindliche Wehmuth nicht mit Kälte und Strenge bezwingen. Wir bekamen Erlaubniß nach Hause zu gehen, und Einige von uns eilten gleich nach dem Hospitale hinaus, wo Storm gestorben war, um das Gesicht des theuren Erziehers noch zum letzten Male als Leiche zu sehen.

Als wir über den Hof gingen, trugen sie eine bedeckte Leiche auf der Bahre vorbei nach dem Leichenzimmer. — „Wer ist das?" fragten wir. „Edward Storm!" war die Antwort. Wir begleiteten die Bahre; als sie in die Stube gesetzt war, entblößten sie sein Gesicht. Ich drückte seine kalte Hand, und dankte ihm schweigend für alle die Wohlthaten, die er mir erzeigt hatte.

Zwei große Begebenheiten fielen in diesem Zeitraume ein, und verbanden sich mit der Geschichte meiner Kindheit.

Eines Nachmittags im Februar 1794, als ich auf Friedrichsberg mit meiner Schwester zeichnete, und zum Scherze Spielkirten nachmachte, sieht der Vater zum Fenster hinaus, und ruft: „Mein Gott! was ist das? Das kann doch nicht der Mond sein. Was ist das für eine rothe Glut über Christiansburg?" (Das Residenzschloß in Kopenhagen.) — Bald entdeckten wir, daß es Flammen waren. Das große Schloß brannte lichterloh. Eine schöne Beschreibung von diesem Brande hat mein Freund Steffens schon deutschen Lesern in seinem Walseth und Leith mitgetheilt. Ich ging mit meinem Vater zur Stadt; und auf der Marmorbrücke, grade dem Schlosse gegenüber, sahen wir dem fürchterlichschönen Schauspiel zu. Das ungeheure Feuer war in der hohen dicken Steinmasse zusammengedrängt, und wirbelte mit grünen, rothen, gelben Flammen hoch in die Luft durch die rabenschwarze Nacht. Das geschmolzene Kupferdach färbte das Feuer. Mitten im Feuermeere stand der Schloßthurm noch still wie ein schwarzer Riese; endlich fing er zu wanken an, und mit dreimal wiederholtem, dumpfem Getöse fiel er die drei Stockwerke durch. Da verdoppelten sich Rauch und Flammen. Die Rauchsäule stieg und flog im Winde mit verbranntem Papier und Asche weit über die Stadt zum Lande hinaus; und eine halbe Meile

von der Stadt konnte man beim Schloßfeuer deutlich einen Brief lesen.

Man glaubte gar nicht, daß das Schloß brennen könnte, weil es so gediegen von Stein erbaut war; und freilich, als alle Zimmer und Boden verbrannt waren, stand auch die große leere Hülse unverletzt da, und man hat das meiste von den Mauern nachher wieder gebraucht. Die Leute wollten im Anfange gar nicht ausziehen, und diese Sicherheit hat Manchem das Leben gekostet. Einige Matrosen kamen gleich und wollten Etwas retten. „Nein, rief der Aufseher, „ich lasse nichts von der Stelle wegbringen, bevor ich Ordre habe.“ „Da ist die Ordre!“ rief der eine Matrose, indem die lichten Flammen zum Fenster hereinschlugen.

Noch mehr bewegte mich der Brand im folgenden Jahre 1795, welcher einen großen Theil der Stadt in Asche legte. Es war mitten im Sommer in der größten Hitze, an dem hellesen Tageslichte, so daß man das ungeheure Feuer kaum sehen konnte; welches dem Unglück noch einen tragischen Zug mehr gab. In dieser schrecklichen Dürre fängt das Feuer leicht überal, nachdem es in den Schiffszeughäusern entstanden war, und beinahe zu seliger Zeit im Thurme der St. Nicolai-Kirche zu brennen anfing. Unzählige arme Leute irrten ohne Obdach, ohne etwas gerettet zu haben umher. Allein hier kam die gütige Natur ihnen wieder etwas zu Hülfe. Die schönen grünen Gärten nahmen sie auf, und die warme Sommerzeit ließ sie Dach und Fach vergessen.

Wie Biber und Termiten bauten sie sich schnell kleine Dörfchen mitten in der Stadt, ja sogar das im vorigen Jahre abgebrannte Schloß half ihnen; denn unzählige arme Leute bauten

sich in den Fenstern des Schlosses (so dick waren die Mauern) geräumige Stuben; wie Vogelnester in einer ungeheuren Ruine.

Wie nun solche tragische Begebenheiten oft von kleinen komischen Zügen begleitet werden, so geschah es auch hier bei uns. Ein Dienstmädchen bei einer mir bekannten Familie hatte man im Rosenburgergarten den folgenden Tag bei einigen Möbeln zurückbleiben lassen, und sie den ganzen Tag vergessen. Hungrig und erschöpft kam sie des Abends nach Hause, und erzählte: Sie hätte es nicht länger aushalten können; und kein Mensch wäre in ihrer Nähe gewesen, den sie hätte bitten können, mit dem Zeuge ein Zusehen zu haben. So hätte sie denn zuletzt mit einem Juden vorlieb nehmen müssen!

Wenn ein Unglück, ein gefährliches Abentheuer vorbei und verschmerzt ist, ruft man sich im Gefühle seiner gegenwärtigen Ruhe und Sicherheit einige lustige Erinnerungen dabei zurück. Darum lachen die Kopenhagener auch nie lauter, als wenn sie eine Beschreibung der fürchterlichen Feuersbrunst im Jahre 1728 lesen, von einem gewissen Reißer geschrieben, einem deutschen Barbier, der, ohne die deutsche Sprache zu verstehen, in den tollsten Germanismen immer von sich selbst redet, indem er die allgemeine Noth beschreiben will, und ohne es selbst zu wissen, die traurigste Begebenheit zu dem lustigsten Spase verwandelt.

Drittes Kapitel.

Erste Jugend.

Ich war jetzt sechszehn Jahre alt, und sollte confirmirt werden. In der letzten Schulzeit war mir Alles leicht gewesen; ich bekam Fleiß, Belohnungen und öffentlichen Ruhm, und hatte doch noch Zeit genug übrig, Wochenblätter für meine Kameraden zu schreiben, und vertrauter mit ihnen Comödien aufzuführen. Einmal spielten wir ein Stück: den Sklaven in Tunis bei den Kindern eines berühmten Schauspielers, Herrn Schwarz. Ich machte die Hauptrolle, den Sklaven, der in seinen Ketten seufzte und sich nach seiner Familie sehnte. Es war eine ganze Gesellschaft erwachsener Leute da, als Zuschauer. Ich stellte den armen Sklaven recht rührend dar, die Damen fingen an zu weinen, und selbst Herr Schwarz lobte mich. — Das mochten meine Mitspielenden nicht leiden; in einem großen Hauptmonologe suchten sie mich aus der Fassung zu bringen, indem sie mir hinter den Coulissen Gesichter schnitten, den Rüben schabten, und mich bei einem alten Spitznamen riefen. Es half aber alles nichts. Ich fühlte nur dadurch mein Unglück tiefer, und das paßte eben ganz vortrefflich zu meiner Rolle. Herr Schwarz lobte mich wieder nach

geendigtem Spiele; und so hat wohl dieses Ereigniß nicht wenig zu meinem folgenden Entschlusse beigetragen.

Ich wurde mit W. in der Friedrichsberger Kirche confirmirt. Uns gegenüber standen zwei junge Damen, die wir nicht weiter kannten, weil der Prediger sie besonders unterrichtet hatte. Die eine, mir gerade gegenüber, war sehr schön, sehr reich gekleidet, und sehr gerührt. Es war Gebrauch damals, daß nach der Confirmation die Knaben den Mädchen den Arm reichten, und daß sie so Paarweise aus der Kirche zusammen hinausgingen. Allein, eben weil ich sehr große Lust dazu hatte, wagte ich es gar nicht, sondern ergriff die Flucht und lief meines Weges; nachher meine Albernheit und Blödigkeit verwünschend. Das schöne Mädchen wohnte in der Gegend, und saß oft in einem Lusthause, das gegen den öffentlichen Spaziergang herauskehrte. Da ging ich denn nachher oft vorbei und grüßte sie ehrerbietig. Erst viele Jahre nachher habe ich sie gesprochen und ihre Bekanntschaft gemacht.

Bei meiner Confirmation war außer meinen Aeltern noch eine mir merkwürdige Person zugegen, die viel Aufsehen machte, und zum Theil die Feierlichkeit störte; man mußte aber mit ihr ein inniges Mitleid haben. Das war die Tochter meiner alten Schulmeisterin. Diese alte Jungfer, die immer nicht verheirathet werden konnte, hatte zulezt den Verstand verloren, hatte sich in eine hohe Person verliebt, und ging nun seltsam und abgeschmackt einher, wie eine travestirte hamletsche Ophelia. Auch bei W's. und meiner Confirmation war sie in der Kirche zugegen, mit einem wunderlichen Kopfpuze, der viel Aehnlichkeit mit einer Mandeltorte hatte.

Nach der Confirmation kam ich aus der Schule heraus. Was sollte ich aber jezt anfangen? Ich wußte sehr gut Geschichte,

Geographie uud die Muttersprache; ich schrieb eine gute Hand, zeichnete etwas, auch die Geometrie und Trigonometrie hatte ich begriffen. Deutsch verstand ich recht gut, konnte aber noch keine deutsche Zeile schreiben; mit dem Französischen ging es schlechter, von einigen Wissenschaften, Physik, Chemie, Anatomie, Oekonomie, hatte ich eine oberflächliche Kenntniß, ich rechnete schlecht. Etwas lateinische Grammatik hatte ich noch gelernt und einen leichten lateinischen Autor gelesen.

So sollte ich Kaufmann werden! Ohne Geld, ohne noch ein Wort englisch zu wissen, ohne rechnen zu können, und ohne die mindeste Lust oder Anlage dazu zu haben. — Weil ich aber nicht wußte, was ich sonst werden sollte, ließ ich meinen Vater gewähren. Er hatte mit einem reichen Kaufmanne gesprochen, der mich auf sein Comtoir nehmen wollte, weil der junge Mensch krank lag, den er sonst brauchte. Ich ging mit dem Vater dahin wie zu meinem Tode; mein einziger Trost war, daß der Kaufmann mich nicht annehmen würde, wenn er merkte, daß ich nicht bessere kaufmännische Kenntnisse besäße. Doch empörte sich auch mein Stolz gegen diese Demüthigung. — Glücklicherweise war der junge Mensch wieder genesen, und der Kaufmann entließ uns mit einer höflichen Entschuldigung.

Auf dem Heimwege erwachte die alte Lust zum Studiren wieder in mir. Ich glaubte, daß ich in zwei Jahren damit fertig werden könnte, mich dem Examen artium zu unterwerfen, welches mein Freund W. schon mit großem Ruhme bestanden hatte. Mein Vater willigte ein. Auf Friedrichsberg war bei den Kindern des Hofgärtners ein Lehrer; dieser versprach mir in der Morgenstunde von 8 bis 9 Uhr, die einzige die er übrig hatte,

Unterricht zu geben; und so hoffte er, mich in zwei Jahren für die Universität fertig zu machen.

In einem Jahre genoß ich seinen Unterricht, allein obschon der gute Mann Kenntnisse besaß, mich das Nöthige zu lehren, und obschon ich mich keiner Versäumniß bei ihm schuldig machte, so sieht doch ein Jeder ein, daß eine Stunde täglich gar zu wenig war. Mein Pensum konnte ich auch beinahe in einer Stunde lernen, und so hatte ich die ganze übrige Zeit für mich. Daß nun ein junger Mensch von sechszehn Jahren, mitten in der schönen Natur, mit der größten Lust belletristische Sachen zu lesen, und selbst zu dichten — (denn jetzt wuchs dieser Trieb gewaltig in mir), daß er aus freien Stücken, ohne Zwang, ohne die nöthige Hülfe sich hinsetzen sollte und schwierige Autoren so lange buchstabiren, bis er sie fließend lesen konnte; — ja, es gibt wohl solche Tugendhelden! Sie mögen sich aber mehr von der Grammatik der Sprachen als von der Schönheit und Anmuth der Musen angezogen fühlen. Ich kann mich ihrer Tugend nicht rühmen. Ich that nur was mir vorgeschrieben war zum Theil, als ein nothwendiges Uebel — und kaum war das vorbei, so kehrte ich mit voller Seele zu meinen Comödien, Romanen, Lebens- und Reisebeschreibungen, Märchen, zu meinen Spaziergängen, Schlittschuhlaufen, Spielen mit der Schwester und dem Freunde, zu meinen Träumen und Dichtungen zurück.

Das erste, was mich in der Poesie ansprach, war das Epische; nicht in einer rythmischen vollendeten Darstellung, also noch kein episches Gedicht, sondern interessante prosaische Erzählungen und märchenhaften Abentheuer, die ich doch weder zu bunt noch zu gräßlich wünschte, sondern, wo möglich in einem heitern Ton vorgetragen, mit einem glücklichen Ausfalle. Ich las gern von cha-

rakteristischen Menschen in sonderbaren Lebensverhältnissen, die nach überstand'nen Beschwerlichkeiten zum Ziele gelangten; und ich gestehe. diese Lektüre rechne ich noch zu meinen Liebsten.

Wie ich etwas älter war, war es natürlich, daß die idyllische Behaglichkeit des Kindes vom knabenhaften Spas aus Muthwillen etwas verdrängt wurde, und daß so die Satire mir gefiel; um so viel mehr, da unser trefflicher Holberg mit seinen Comödien, mit seinen Peter Panis und Niels Klim, und unser Wessel mit seiner unvergleichlichen tragischen Parodie Liebe ohne Strümpfe, meiner Leselust die schönste Unterhaltung gewährten, und mich gleich mit classischen Mustern dieser Gattung vertraut machten. Alle meine ersten Versuche, — (das Morgenlied ausgenommen) waren satirisch, meistens auf Schulkameraden und Schulbegebenheiten gerichtet; aber nie beißend, nie bitter geißelnd; weil ich schon früh eine Ahnung davon hatte, daß üble Laune nichts Schönes erzeugen kann, und daß Spott und Persiflage Bastarde der Kunst sind, die den Witz misbrauchen, der nur eine edle Naturgabe wird, wenn er sich mit Vernunft und Sinn für das Wahre und Ernste verbindet. So entsteht die heitere Ironie, die alle Disteln und Nesseln des Lebens zu Blumen verwandelt.

Selbst versificirte Schauspiele wagte ich nach und nach zu schreiben, und ich besitze noch ein Stück, von dieser Periode, eine comische Tragödie in einem Acte: Gertrude (eine auf eigne Weise lächerliche Gefühlvolle), die bei meinen Freunden viel Glück machte und die ich willens bin einmal in meinen dänischen Werken als ersten dramatischen Versuch aufzunehmen.

Wie viel gute Muster auf den Jüngling wirken können, fühle ich deutlich, wenn ich an meine erste Jugend denke; denn während ich von der guten Satire einen ganz klaren Begriff hatte; wäh-

rend die schöne Diction, die redneriſche Hoheit in Ewalds Werken mich die tragiſche Würde und Schönheit deutlich fühlen ließ, riß doch meine nach Stoff und Kern hungrige Phantaſie mich hin, in weit geringeren Gaſthöfen die Nahrung zu ſuchen, woran es mir der zwar hohe, lyriſchbegeiſterte, aber nicht ſtoffreiche, nicht genug Menſchen und Thaten ſchildernde Ewald ermangeln ließ.

Auch Ewalo hat ſatiriſche verſificirte Schauſpiele geſchrieben, und ein kleines Nachſpiel: die brutalen Klatſcher (durch einen Streit im Schauſpielhauſe veranlaßt), ergötzte mich ſehr, und thut es immer noch. Dagegen habe ich nie recht an einer größern Comödie: Harlekin dem Patrioten, aller witzigen Einfälle und einzelner Schönheiten ungeachtet, Geſchmack finden können; weil der Dialog gar zu manierirt und unnatürlich in ewigen Unterbrechungen und Fragmenten fortgeht, und ſich dadurch ſehr unvortheilhaft von Weſſels Liebe ohne Strümpfe unterſcheidet, in welchem Stücke die Rede ſich leicht uns natürlich mit witziger Laune in den Idiotismen der Volksſprache bewegt.

Noch kannte ich keinen der großen deutſchen Schriftſteller. In ſchlechten däniſchen Ueberſetzungen hatte ich König Lear und Othello von Shakeſpeare geleſen; aber ich hörte ihn ſo herunterreißen, daß ich kaum meine Bewunderung für die, ſelbſt in einer ſchlechten Ueberſetznng unverwüſtlichen Schönheiten zu äußern wagte.

Zu dieſer Zeit ſchrieb Spieß ſeine Geiſtergeſchichten, ſeine Reiſen durch die Höhlen des Jammers und Gemächer des Elends. Ich verſchlang ſeine Schriften mit Heißhunger, und nichts erfreute mich in jener Periode mehr, als eine belle horreur, wenn die Haare recht zu Berge ſtehen konnten. Auch mochte ich wohl mitunter mit Veit Weber einen Humpen leeren; aber Spieß

war doch der rechte Mann, zu dem ich immer wiederkehrte. So verdrängte das Phantastische das Satirische, wie das Satirische das Idyllische verdrängt hatte.

Auch im wirklichen Leben suchte ich dieses Gefühl auszubilden. Es gab sich eine Gelegenheit von selbst.

Zwischen Friedrichsberg und Kopenhagen stand noch damals unweit der Heerstraße das Hochgericht auf einem öden Felde, gegen das Meer hinaus. Rad und Galgen! Ein gemauerter Galgen, worin nur die copenhagener Bürger gehangen werden durften, (andere mußten sich mit einem hölzernen begnügen), ward in meiner Kindheit heruntergerissen.

Jetzt in der spießischen Gräuelperiode ward wieder ein Sünder hingerichtet. Ich gehe eines Nachmittags im October mit meiner Schwester und unserm Dienstmädchen im Süderfelde, um einige welsche Nüsse von den höchsten Wipfeln zu schlagen, welche die Gärtner beim Einlesen vergessen hatten. — Das Mädchen war einsilbig, düster und melancholisch. Es war schon spät, die Sonne ging unter, und der Abend graute. Plötzlich sagte sie, nach langem Stillschweigen: „Wollen wir hinunter aufs Feld gehen, und den Hingerichteten sehen?" — „Ja!" rief ich; — und die Nuß, die ich eben aufgenommen hatte, fiel mir wieder, vor Entsetzen, aus der Hand. Kein Wort mehr ward unter uns gewechselt, wir gingen.

Als wir auf der Heerstraße dem Hochgerichte gegenüber standen, wagten meine Schwester und das Dienstmädchen nicht weiter zu gehen. Eine unsichtbare Gewalt trieb mich aber fort, wie den Vogel in den aufgesperrten Rachen der Klapperschlange. Ich war noch nie da gewesen; jetzt sprang ich aber über Graben und Zäune, um den Weg kürzer zu machen. Auf dem einsamen Felde näherte ich

mich dem Schreckensorte. Die Sonne war untergegangen, und ein herbstlicher Abendschleier lag über der Natur. Ich wagte nicht hinauf zu sehen, sah nur auf die grüne Erde, und es war mir, als ob die Erdschollen wie Wellen unter meinen Füßen wogten. Endlich seh ich die schwarzen Pfähle grade vor mir. Ich schlage die Augen auf! Ein bleiches, blutiges Haupt grinzt von der Stange, darunter eine abgehauene Hand. Auf dem Rade liegt ein kopfloser Rumpf, mit herunterhangendem Arme, mit wollenen Strümpfen an den Beinen. Ein panisches Schrecken ergriff mich, ich nahm die Flucht, es war, als ob der Hingerichtete mir in die Fersen folgte, als ob er mich beim Schopfe greifen wollte. Erst weit davon, auf der Heerstraße, meine Schwester und die Magd einholend, schöpfte ich wieder Athem.

Mein Vater hatte aber keine große Gespensterfurcht; zum Beweise mag folgende Geschichte dienen. Einst, als er in der dunkeln Mitternachtstunde von einer Abend-Gesellschaft bei der Kirche vorbei nach Hause ging, sah er oben im Kirchthurme ein aufgesprungenes Fenster im Winde hin und herklappern. Weil er nun Kirchenvorsteher war, so that es ihm um die Scheiben leid, die jeden Augenblick in Gefahr standen, zerschlagen zu werden, beschloß deshalb hinauf zu gehen, und das Fenster zu schließen. Zufälligerweise ging eben ein ihm bekannter Gärtnergesell vorbei, den er fragte, ob er mitgehen wolle? Der Gesell schämte sich nein zu sagen, und folgte mit bekümmertem Herzen. Erst öffnete mein Vater das Thor zum Kirchhof, sie gingen über den Gottesacker, und kamen zu einer kleinen Thüre, die einzige, die mein Vater mit dem Hauptschlüssel des Schlosses öffnen konnte. Es ging doch etwas schwierig, und er sagte: „Wir müssen diese Thüre offen stehen lassen, denn von innen vermag ich sie mit

diesem Schlüssel nicht wieder zu öffnen." Der Gärtnergesell machte die Thüre weit auf und sie gingen hinein. Mein Vater stieg getrosten Muthes zur schmalen Treppe hinauf; sie standen jetzt im Thurme, und er schloß das Fenster. Eben wie sie wieder hinunter steigen wollten, hören sie in der Kirche ein schreckliches Gepolter. „Herr Jesus!" schrie der Gärtnergesell, „jetzt gehts los!" — „Nein," antwortete mein Vater verdrießlich, „jetzt geht's leider zu. Der Wind hat die Thüre zugeschlagen, und ich kann sie von innen nicht wieder aufmachen." — „Ach du mein Heiland!" rief der entsetzte Gesell, und rang die Hände; „was haben wir gethan, wozu haben Sie mich verführt? Sollen wir jetzt die ganze Nacht in der Kirche bleiben?" — „Das wäre freilich schlimm," sagte mein Vater. „Aber fassen Sie Muth! Ich höre eben den Wächter auf der Straße singen. Ich will ihn rufen. Das Thor zum Kirchhof steht offen. Ich werde ihm den Schlüssel hinunter werfen, dann kann er uns die kleine Thüre wieder aufmachen." — „Ach" antwortete der Gesell, „das thut er gewiß nicht. Glauben Sie, daß der Wächter ein so gutherziger Narr sei, wie ich bin? Er wird sich besser zu hüten wissen." — Indeß waren sie wieder hinaufgegangen, und mein Vater rief dem Wächter. Kaum aber hatte jener das Gesicht im Thurmfenster gesehen, und den Ruf vernommen, als er Reisaus machte und in größter Geschwindigkeit sich entfernte. — „Das ist freilich schlimm," sagte mein Vater; „wir müssen jetzt das Letzte versuchen!" Sie gingen hinunter; mein Vater steckte den Schlüssel ins Loch, und mit großer Schwierigkeit drehete und drehete er, während die Angsttropfen auf der Stirne des Gesellen hervortraten. Endlich gelang es; die Thüre sprang auf. Aber einen solchen Sprung, versicherte mein Vater oft nachher, hätte er nie gesehen, als den des Gärtners, wie er durch

die offne Thüre drei Gräber weit zum Kirchhof wieder hinaus sprang.

Mein Vater war ein kleiner, starker, sehr gesunder Mann mit breiten Schultern, aber etwas krummen Beinen. Er war sehr rothbackig, und hatte schöne blaue Augen. Sehr gutmüthig, jähzornig und witzig war er. In der Kirche sang er immer begeistert mit starker Stimme die Psalmen, die er spielte, und auf dem Schlosse war er sehr geschäftig. Weil er oft gute und lustige Einfälle hatte, war er von Allen wohl gelitten. Einmal im Winter war Fuchs- und Kloppjagd im Süderfeld. Mein Vater stand im Thorwege. Eine hohe Person ging vorbei und alle Hofcavaliere folgten nach. — „Nun, Oehlenschläger," war die Frage; „sind wohl einige Füchse da im Süderfeld?" — „Noch nicht, gnädigster Herr," antwortete mein Vater, „jetzt kommen sie aber gleich!"

Weil er immer in der Kirche war, immer bei Hochzeiten und Leichenbegängnissen auf der Orgel spielte, so hatte er seinem sangreichen Temperamente gemäß sich daran gewöhnt, alle solche kirchliche, selbst traurige Ereignisse mit einer gewissen Heiterkeit des Geistes anzusehen. „Dem Heitern erscheint die Welt auch heiter" — sagt Goethe. — Man mußte ihn aber kennen, um keinen Anstoß daran zu nehmen. — So hatte er z. B. ein altes Dienstmädchen, dem noch gar nichts fehlte, und das sehr gern leben wollte. Mit ihr unterhielt er sich eines Tages sehr gutmüthig über ihr künftiges Begräbniß. „Es soll dir an nichts mangeln," sagte er; „einen guten starken Sarg sollst du haben; auch ein schönes feines Leichenhemd, und der Platz auf dem Kirchhofe soll deinen Anverwandten keinen Heller kosten. Das werde ich schon Alles besorgen!"

Er hatte einmal bei einem Bekannten zu Mittag gespeist; und obschon er der frugalste Mann von der Welt war, fand er doch, daß die Mahlzeit zu schlecht gewesen. Als er nach Hause kam, und wir ihn fragten: „Nun Vater? Wie hast du gespeist?" Antwortete er: „O ganz herrlich! Ich habe Essig, Gallen, und alle Leckerheiten genossen, die der Herrgott auf dem Kreuze bekam."

Meine Mutter war in ihrer Jugend schön gewesen; sie war schlank und edel gebaut, hatte einen starken schwarzen Haarwuchs, schneeweiße Haut und blaue Augen. Sie hatte viel Verstand und ein tiefes Gefühl, das sich zur Schwärmerei neigte. Sehr ernst war sie, aber gemüthlich dabei. In ihren letzten Jahren, als ihre Gesundheit sehr litt, suchte sie ihren Trost in der Religion, betete oft und las fleißig Predigten und geistliche Lieder, wenn sie nicht in die Kirche gehen konnte. Auch uns Kindern suchte sie ihre frommen Gefühle einzuflößen. Sie hegte und pflegte uns als kleine Kinder mit aller Sorgfalt. Am Weihnachtsabende setzten wir dann große zinnerne Teller auf einen Tisch, und gingen in die andre Stube, wo wir das Evangelium hersagten und Weihnachtslieder sangen, während der Engel uns bescheerte. In vielen Jahren glaubten wir wirklich, daß ein schöner, geflügelter Engel käme, und uns das Spielzeug, die Farbenkasten, das Confect, die Nüsse und die Aepfel brächte. Eines Weihnachtabends ging ich vorher mit meiner Schwester im Hofe spielend. Der Himmel war bedeckt, nur ein kleiner blauer Fleck war zu sehen. „Siehst du?" rief ich. „Da ist das Loch! dadurch kommt er gewiß vom Himmel herunter." —

Indem nun mitunter vierschrötige, lustige Holsteiner, Plattdeutsch redend, und nach Kopenhagen mit Käsen und Graupen

kommend, meinen Vater besuchten und mit ihm von ihrer Kindheit plauderten, suchten in der letzten Zeit, als meine Mutter immer schwächer wurde, einige fromme Handwerksmeister aus der herrnhutischen Gemeinde sich ihr zu nähern, um sie für ihre Secte zu gewinnen. Sie brachten Gebetbücher mit, und ich hörte sie immer viel vom „Blute des Lammes" reden. In den Gebetbüchern waren auch Lämmer mit Siegesfahnen abgebildet. Nach einigen vergeblichen Versuchen zogen sie sich aber wieder zurück, und sollen gesagt haben: „Mit der Frau wäre vielleicht etwas anzufangen, an dem Manne aber sei Hopfen und Malz verloren."

Viertes Kapitel.

Theaterliebe. Dänisches Repertoire.

Ich hatte jetzt ein Jahr studirt, das will sagen, täglich eine Stunde Unterricht bekommen. Ich hatte einige Bücher von Virgils Aeneis, **Cicero de officiis**, den ganzen langen Justinus gelesen. Die lateinische Grammatik hatte ich repetirt, und sollte jetzt die griechische lernen. Das wäre alles recht gut gegangen, wenn der Lehrer den Herodot oder den Homer auf dänisch mich hätte übersetzen lassen.

Er fing aber gleich mit dem neuen Testamente an; und wären es noch die Evangelien gewesen, es waren aber Pauli Briefe an die Römer und Corinther; und hätte die Uebersetzung noch dänisch sein dürfen; sie sollte aber lateinisch sein; und ich, der noch ein schlechter Lateiner war, mußte die lateinische Version täglich auswendig lernen. Das war mir ganz unausstehlich, doch hielt ich es mit den Römern und Corinthern aus. Länger aber konnte mein vielleicht gar zu bequemes, an Zwang ungewöhntes Wesen nicht aushalten, in schweren Fesseln zu gehen. Ich sah ohnedem voraus, daß mein Lehrer mit mir nicht in einem Jahre fertig werden würde; und mein Vater konnte nicht mehr für mich

thun. Der Weg, den ich betreten sollte, war lang und schwierig, mit Dornen und Disteln wachsend, und sollte doch schnell durchlaufen werden! Es schien, als ob mir die Tempelthüre von dieser Seite verschlossen wäre.

Dagegen glaubte ich in meiner Nähe einen Rosensteig zu sehen, der leicht und schnell zum Ziele führen würde, wenn ich nur Muth hätte, ihn zu gehen; da brauchte ich weder Geld, noch lange Zeit anzuwenden, um in den Tempel hinein zu kommen; ich konnte sogar gleich beim Eintreten etwas gewinnen.

Es war schon in meiner Jugend nichts Ungewöhnliches, daß wohlerzogene junge Leute von guten Familien auf der Kopenhagener Schaubühne ihr Glück versuchten. Das Vorurtheil gegen den Schauspielerstand war in Dänemark seit Jahren bei weitem nicht so groß, wie in Deutschland. Ein einziges stehendes Theater verhinderte das Vagabundisiren von selbst. Eine königliche Direction hält auf Ordnung und Sittlichkeit. Die Ausnahmen waren und sind — Ausnahmen, wie in der größeren Welt. Dazu kam, daß in meiner Jugend, durch eine glückliche Constellation der Talente, die Kopenhagener Bühne sich in der Comödie mit dem Pariser **theatre françois** messen konnte. Wie viel Anziehendes für einen jungen Menschen, von poetischem Gemüthe und ästhetischer Bildung, ohne noch gelehrte Kenntnisse erworben zu haben. — Dazu kam eine außerordentliche, unbezwingliche Lust, mich in diesem Fache zu versuchen. Ein vortrefflicher Schauspieler, Rosing, (der einzige Norweger bei der ganzen Bühne), that sich als Liebhaber, als Darsteller feiner Charactere und als Held in der Tragödie sehr hervor. Ich war ganz in sein Genie verliebt; und die Lust seine Bekanntschaft zu machen und mit ihm in näheres Ver-

hältniß zu treten, trug nicht wenig zu diesem Schritte bei, gegen den mein Vater gar nichts einzuwenden hatte.

Rosing war vor zwanzig Jahren von Drontheim, wo sein Vater in der Nähe Prediger war, nach Kopenhagen gekommen, um zu studiren; kaum hat er sein Examen gemacht, kaum geht er einmal in's Theater, so verliebt er sich in seine künftige Frau, fühlt sein Talent zur Kunst und wird Schauspieler.

Bei mir war es nicht Weiberliebe, ja wenn ich recht alles bedenke, selbst nicht Liebe zur Schauspielkunst, die mich trieb, sondern es war meine poetische Natur, die sich nach einem Abentheuer sehnte, und die darauf ausging, Menschenkenntniß in einem ganz fremden Kreise zu suchen, und sich mit einem mächtigen Organe der dramatischen Dichtkunst vertraut machen wollte, so wie ein Tonsetzer auch die Instrumente im Orchester kennen muß, ehe er ein Stück componirt. Das war ich mir aber noch nicht deutlich bewußt, und doch war es so. Ich hatte für kein Fach eine besondere Vorliebe, und in dem Fache der Liebhaber, worin ich auftreten sollte, hatte ich mich noch nie versucht. In den letzten Uebungen mit meinen jungen Freunden hatte es mich immer an meisten gefreut, komische alte Rollen in Holbergs Stücken zu spielen, als den politischen Kannengießer, Jakob von Tyboe, Jeppe vom Berge und Ochsendorf; und das hatte ich immer zu aller Zufriedenheit ausgeführt. Jetzt wünschte ich nichts mehr, als ein Rosing zu werden. Garrick und Schröder standen wie heilige Schatten in der Ferne und winkten mir. In meiner jugendlichen Begeisterung hielt ich es für das Höchste, was ein Mensch werden könnte.

Eine Ursache noch, warum ich die Bühne betreten wollte, war, um freien Zutritt ins Parterre zu bekommen. Die Lust bei mir, in's Schauspiel zu gehen, war zu wahrer Leidenschaft gesteigert,

und ich hatte keine Mittel mir Geld zu verschaffen, um Billets zu kaufen. Kaum hatte ich mitunter von meiner Mutter die nothwendigen Groschen erhalten, so flog ich mit meinem kleinen Fernrohre nach der Stadt, um in den Kotzebuischen Stücken zu lachen — und zu weinen. Denn jetzt verdrängte die sentimentale Periode wieder die phantastische; wozu Lafontaine nicht wenig beitrug. Er war der erste Schriftsteller, den ich eigentlich auf deutsch las; und nebst der Rührung, die er mir verschaffte, liebte ich ihn auch, glaub' ich, weil er so leicht zu verstehen und zu lesen war; so daß ich täglich mit einem dicken Bande fertig werden konnte; worin ich eine Art von Ehre setzte, weil das Buch in fremder Sprache geschrieben war. Ich habe ihn seitdem nicht wieder gelesen, und also das meiste wieder vergessen, glaube aber doch nicht, daß ein Schriftsteller mein junges Herz so stark gerührt hätte, wenn nicht, aller Mängel ungeachtet, etwas Schönes in seinen Schilderungen gewesen wäre. So hat man ja auch noch nicht dem Spieß Phantasie absprechen wollen.

Mit den Schröderschen, Jüngerschen, Ifflandschen Stücken hatte ich mich ganz vertraut gemacht; ich liebte bei Schröder das Verständige und die feine Welt, bei Jünger die Leichtigkeit und die gute Laune, bei Iffland das Idyllische und die comischen Charaktere. Bei allen diesen fand ich aber etwas, das mir nicht gefiel. Schröder war mir zu kalt, Jünger zu leicht; bei Iffland fand ich eine gewisse Antipathie gegen Poesie und Liebe, die ich, in einem poetischen Werke, am allerwenigsten begreifen konnte. Kotzebue war aber mein Mann; bei ihm konnte ich lachen und weinen so viel ich wollte. Er war lebendig und effectvoll, seine Stücke ließen sich gut spielen; ich ließ mich hintergehen, und

merkte erst ein Paar Jahre später seine Coquetterien, seine Wiederholungen, seine schlechten Motive, und seine seichte Philosophie. Jetzt rührt er mich nicht mehr, aber seine witzige Laune macht mich noch oft lachen, obschon seine comischen Scenen nicht auf die Gründlichkeit, das will sagen, auf die Basis des gesunden Menschenverstandes der Molierschen und Holbergschen Musa gegründet sind.

Das sind die Stücke von Beaumarchais, der Barbier von Sevilla und Figaros Hochzeit auch nicht. Die List wird darin als Haupttugend geschätzt, die Verschlagenheit und Zweideutigkeit als Haupttalente bewundert, französische und spanische Nationalität wird auf willkührliche, phantastische Weise zusammengemischt, ohne objective Wahrheit; und doch behauptet der starke Witz, die gute Laune und die trefflich erfundenen Situationen ihr Recht, und man muß diese Werke, aller Fehler ungeachtet, mit zu den vorzüglichern dramatischen Leistungen rechnen. War es denn ein Wunder, wenn ich sie in meiner Jugend als Meisterstücke betrachtete?

In diesen Stücken spielte Rosing ganz herrlich. Drei große Komiker, Gielstrup, Knudsen und Lindgreen (denn unser jetziger trefflicher Frydendal hatte sich noch nicht recht für sein Fach ausgebildet), ergötzten das Publikum; Gielstrup besonders als Jeppe, als Arv, als Ochsendorf; Lindgreen als Heinrich, in den Holbergschen Comödien; Schwarz war ein vorzüglicher edler Vater und auch ein Komiker; und die große Wahrheit, die Mad. Rosing durch ihre natürliche Diction in die Iffländischen Stücke zu bringen wußte, versöhnte selbst den denkenden Zuschauer mit den Trivialitäten, und erhöhete sie zum Kunstgenusse; so wie

wir in der niederländischen Schule auch oft in treuen Nachahmungen der unbedeutendsten Sachen eine vollendete Kunst bewundern müssen.

Ich habe von fremden Schauspielen gesprochen, auch dänische Originale wurden in meiner Jugend aufgeführt. Von Ewald spielte man nichts, und thut es noch nicht. Seinen Balder, in Musik von Hartmann gesetzt, hatte man gespielt. Die Diction in diesem Stücke kann sich mit der Goethischen in Iphigenia und Tasso messen. Nicht als ob ich damit sagen wollte, daß in Ewalds Balder die feinen Bemerkungen, die tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, die reife Dichterbildung wären, wie in Goethes Werken; ich meine es nur in Rücksicht auf die schöne Dichtersprache, die ohne rhetorische Weitschweifigkeit und Zierlichkeit als veredelte Volkssprache, klangvoll und gedankenvoll, in originellen Bildern sich bewegt. Eine hohe Seele, eine kräftige Begeisterung hat der große Lyriker vollauf bewiesen. Gegen den dramatischen Stoff wäre aber vieles einzuwenden, wenn hier der Ort wäre, eine Recension der Ewaldschen Werke zu liefern. Ich will nur bloß anmerken, daß das Mythologische und Menschliche sich noch fremdartiger in Ewalds Balder vereinigen, als französische und spanische Sitten in Beaumarchais Figaro. Seine Fischer sind dagegen ganz natürlich, das Stück athmet schöne Humanität; der Dialog ist eben so trefflich, wie in Balders Tod; die lyrischen Stellen sind im Ganzen noch vorzüglicher, denn sie sind der poetischen Begeisterung entsprungen; dagegen sind im Balder, mit Ausnahme eines Jägers- und Walkyriengesangs, meistens die Lieder nachher hineingeflickt, damit es ein Singspiel werden konnte; die nothwendige Bedingung zur Aufführung. Allein die Fischer haben keine fortgehende Handlung, keinen Knoten, keine Auflösung. Es

ist eine Situation voll lyrischer Schönheiten, macht aber keine Wirkung auf der Bühne. *)

Am besten konnte man Ewalds Rolf Krage spielen. Die fremdartige Mischung des Heroischen und Modernen in dieser Tragödie stört nur den Kenner; die Sprache, obschon in Prosa, ist im Ganzen kräftig und edel; das Stück hat gut gezeichnete Characterе und eine herzergreifende Handlung. Von Ewalds comischen Dichtungen habe ich schon gesprochen; sie wurden auch nicht gespielt. Dagegen spielte man oft Wessels Liebe ohne Strümpfe mit Beifall; obschon das Volk die Parodie nicht verstand, und was merkwürdig war — obschon der italienische Componist Scalabrini kein Wort von dem dänischen Texte verstanden hatte, wozu er eine sehr gute Musik setzte. Man hatte ihm nur so oberflächlich gesagt, was jede Nummer zu bedeuten habe. Die hübschen italienischen Melodien, die unter einer schlichten Einfalt schälkische Ironie verbergen, verbinden sich sehr gut mit der nordischen witzigen Satire, wie Oel mit Essig, welche, mit dem lustigen Stoffe verbunden, einen geschmackhaften Sallat ausmachen. Das Beste dabei war noch, daß Wessel, in der französischen Schule auferzogen, große Achtung für die Muster hegte, welche er, ohne es selbst zu merken, lächerlich machte, indem er

---

*) Eine wirkliche Heldenthat der Fischer in Hornbek, die im wüthenden Sturme eines Mannes Leben gerettet hatten, gab zu dem Stücke Anlaß. Als es zum erstenmale gespielt wurde, bekamen die wirklichen Fischer eine Einladung, und sahen in einer Loge dem Stücke zu. Rosing, der alles veranstaltet hatte, ließ sie nachher aufs Theater kommen, und fragte: „Nun Kinder? war es ohngefähr so? —" „Ja" antwortete der eine, Svend, (dessen Rolle Rosing gemacht hatte) „ebenso war's; nur sangen wir nicht!"

glaubte, nur einige mittelmässige Nachahmungen zu parodiren. Eine solche durchgreifende Ironie mußte natürlicherweise Wunder thun. Ein jeder fand etwas darin, was er suchte, und was nicht eigentlich darin war. Allein die Hauptsache war da: Spott über vornehme Thorheiten und Erbärmlichkeiten, die sich mit Purpurlappen behängen, und mit hochtrabenden Redensarten vertheidigen.

Ich habe vorher von dem Volksfeste beim Einzuge des Kronprinzen und der Kronprinzessin geredet. Bei dieser Gelegenheit schrieb Thaarup eine dramatische Idylle, das Erndtefest, worin er in schönen Zügen das dänische Land- und Seeleben, die Freude über die Aufhebung der Leibeigenschaft mit der Begeisterung des Volks bei der hohen Vermählung verbindet. Das Stück, obschon die Handlung darin sehr gering ist, hat doch dramatische Lebendigkeit und wird durch die herrliche Musik des unsterblichen Schulz noch mehr gehoben und in's volle Licht gesetzt. Schulz kennen auch die Deutschen aus seinen Volksliedern und seinen Aufsätzen über die Musik in Sulzers Theorie der schönen Wissenschaften. Aber man kennt ihn nicht zur Hälfte, wenn man nur das von ihm kennt. Ein Jahr darauf componirte er noch Thaarups Peters Hochzeit, eine würdige Fortsetzung des Erndtefestes. Schulz trat in Monsignys und Gretrys Fußtapfen: in schlichten aber originellen und characteristischen Singweisen rührt er das Herz, erweckt er die Begeisterung, und ergreift das Volksthümliche in seinem innersten Kern. In seinen Kirchenmusiken zeigt er eine schöne, reine, hohe Seele voll Andacht und Liebe, in herrlichen Melodien; und obschon er noch nicht die Blasinstrumente so zu brauchen wußte, wie man es seitdem von Mozart gelernt hat, hört man doch immer in seinen Compositionen den gründlichen Contrapunctisten aus der guten Bach'schen

Schule. Diese lieblichen Idyllen von Thaarup, auch in einer schönen Sprache gedichtet, voll reizender Lieder, machten einen tiefen Eindruck auf mich als Jüngling, und die Schulzischen Melodien noch mehr.

Auch Rosings Eifer und seinem schönen Unternehmungsgeiste kann man zum Theil die Thaarup'schen Idyllen verdanken. Der gute Thaarup, mit vielem Gefühle, viel Männerkraft und Begeisterung für das Nationelle begabt, war doch etwas träger Natur, und hatte keine reiche, leichtbewegliche Phantasie. Weil nun Rosing wußte, was in Thaarup wohnte, so zwang er ihn, so zu sagen, im Anfange zu dichten, schloß ihn auf ein Zimmer ein, gab ihm Dinte, Federn, Papier, Federmesser und einen guten Kaffee; — und so entstand das Erndtefest.

Auch im Komischen und Launenhaften hatten einheimische Dichter sich hervorgethan, und ergötzten mein jugendliches Gemüth. Der Virtuose, der Einzug, einige Scenen in den Chinafahrern und in den Herrn Von und Herrn Van von P. A. Heiberg, *) das Glückskind von Falsen, und die goldne Dose von Oluffen werden immer auch ihr Verdienst als gute komische Dichtungen behaupten.

Im Virtuosen wird ein Großsprecher und Landstreicher aus Deutschland dargestellt der alles auf einem dänischen Landgute beim einfältigen Gutsherrn reformirt und ihn an den Bettelstab bringt. Der Däne spricht schlechtes Deutsch voll Dänismen, der Deutsche wieder schlechtes Dänisch voll Germanismen; dadurch entstehen nun die drolligsten Wortspiele und Mißverständnisse. Der

---

*) Mit dem Sohne J. L. Heiberg nicht zu verwechseln, der jetzt Vaudevillen schreibt.

Betrüger wird zuletzt entlarvt und weggejagt; er geht aber triumphirend von dannen mit dem Ausrufe: „Ha ha ha! Die dummen Dänen!“ —

Bedenkt man, wie vor einem halben Jahrhunderte Deutsche immer den Eingebornen in Dänemark vorgezogen wurden, (wie zu den Zeiten Friedrichs des Zweiten von Preußen Franzosen immer den Deutschen;) — bedenkt man ferner, daß Schonung nicht eben des Verfassers Sache war; so wundert man sich nicht darüber, wenn in diesem kleinen Stücke die Geisel der Satire blutige Striemen schlägt. Der Einzug ist eine comische Farce. Ein Schacherjude gibt sich, um eine Liebesintrigue zu befördern, für einen maroccanischen Prinzen aus, einen närrischen Land-Küster, der sein Glück als Cantor in der Stadt gern machen wollte, zu hintergehn. Der Küster hat, um den maroccanischen Prinzen mit Würden zu empfangen, ein Transparent ins Fenster gestellt: (man sieht nur die Hinterseite mit den Lichtern.) Es stellt einen Schulmeister dar, der einem Schulknaben die Ruthe giebt; und drunter steht mit goldenen Buchstaben geschrieben:

„Dich Schlingel will ich lehren
Den Prinzen hoch zu ehren!“

Zu diesem Stücke hat Schulz eine treffliche comische Musik gesetzt, und Knudsen spielte den Juden zum Entzücken.

In den Herrn Von und Herrn Van ist viel Langweiliges; die Scenen aber, wo ein Wucherer (auch Knudsen) seinem halberwachsenen Sohne ganz naiv, nach philosophischen Grundsätzen Unterricht in der Gaunerei giebt, und dieser sich Mühe macht die Lehren wohl zu behalten und zu begreifen, sind vortrefflich. Die Chinafahrer sind im Ganzen unbedeutend, der

Anfang ist aber gut. Hier hört man nicht einen einzigen Juden oder Wucherer im abgelegenen Winkel seinem Sohne oder Freunde seine Grundsätze predigen. Nein, zu großen Haufen treten sie heroisch auf, im lichten Sonnenscheine auf der kopenhagener Zollbude und singen in Chören, die durch einfache Kühnheit und Kraft an den Aeschylos erinnern, ihre Handlungsweise, Denkungsart und Vorsätze. Sie erwarten die Schiffer von einem andern Welttheile nach dem Vaterlande, nach Frau und Kindern zurückkehrend, um sie in Gefängniß und Ketten zu werfen, wenn sie nicht gleich das ihnen vorgeschossene Geld mit hohen Zinsen wieder bezahlen. Die Hoffnung des Gewinnstes, die Drohung im Falle des Verlustes, tragen sie jauchzend und begeistert vor; und man würde über diese Masse der Blutigel ein Grauen fühlen, wenn nicht ihre tolle, närrische Unverschämtheit in dem characteristischen, von Schall sehr gut componirten, Chore zum lauten Gelächter zwänge.

In der goldnen Dose zeigt Olufsen im Gegensatz zum Virtuosen, daß wir auch einheimische Spitzbuben haben. Das Stück behandelt lauter Niederträchtigkeiten mit komischem Muthwillen, mit der heitersten Laune. Unter den Spitzbuben zeichnet sich ein trefflich geschilderter Sachwalter aus, der gute Anlagen hat, und der sich nur zum Schlechten verführen läßt, um in seiner Armuth Frau und sieben Kinder zu ernähren. Gielstrup spielte den Verwalter und Knudsen den Advocaten meisterhaft. — Letzterer hatte einmal dieses Stück zu seinem Benefiz gewählt. Er war arm und hatte auch sieben Kinder; das Schauspielhaus war voll, und er hatte eine reichliche Einnahme. Zum Schlusse des Stücks wandte er auf sich die Worte des Advocaten an, als dieser begnadigt wird: „Ach wie froh eile ich jetzt nach Hause zu

meiner Frau und meinen sieben Kindern." — Ein Platzregen von Beifall erscholl, denn er war sehr geliebt. Eben so schön spielte er in Falsens Glückskind einen armen Schuster, dessen Frau mit Zwillingen niedergekommen ist. Der Vater will das eine Kind vor eines reichen, geizigen Hagestolzen Hausthüre aussetzen. Es ist ihm aber ein anderer schon zuvorgekommen. Der Hagestolz ergreift den Schuster auf frischer That, glaubt, daß ihm das eben gebrachte Kind auch gehöre, und zwingt ihn beide Körbe mit zu nehmen. Jetzt hat er also Drillinge statt Zwillinge zu versorgen, und will verzweifeln, als er eine beträchtliche Geldsumme bei dem fremden Kinde entdeckt. Dies Singspiel ist von Kunzen schön componirt.

Von englischen Stücken erfreuten mich besonders Sheridans Lästerschule und Goldschmidts Irrungen in einer Nacht. — An den französischen vornehmen Conversationsstücken fand ich wenig Geschmack, desto mehr an dem Molierischen Geizigen und Eingebildeten Kranken. Ganz besonders erfreuten mich die niedlichen Singspiele Zemire und Azor; der Grobschmidt, der Böttiger, der König und der Pächter; die zwei Geizigen (worin Gieldstrup und Knudsen zusammen brillirten), die zwei kleinen Savojarden, und vor allen der Deserteur; ein eben so herrliches Sujet, und eben so schön von Monsigny componirt, wie nachher der Wasserträger von Cherubini.

Von Lessing spielte man Minna von Barnhelm und Emilia Galotti. Im ersten Stücke machte Rosing ganz vortrefflich den Tellheim, und in Emilia eben so gut den Marinelli. Es ist merkwürdig, wie der Mann, der die edelsten Gefühle eines Dichters wiedergeben konnte, mit derselben Wahrheit die Bosheit und Verschmitztheit eines schlauen Höflings darstellte. Ein großer

Schauspieler muß aber wie ein wahrer Dichter eben sowohl die Schatten- als die Lichtseite der Menschennatur auffassen, sonst kennt er die Menschen nur halb, und kann sie nicht lebendig darstellen. Mit der schönen Unwissenheit eines unschuldigen Mädchens kann sich der Künstler nicht begnügen, wenn er es in seiner Kunst weit bringen soll. Ohne das Lächerliche recht zu begreifen, begreife ich das Erhabne nicht, ohne die Bosheit zu verstehen, verstehe ich das Edle nicht, ohne mich an der Dummheit zu ergötzen, den Witz nicht. Darum werden Schurken schlecht von Schurken, Dummheit schlecht von Dummköpfen gespielt. Im Hohen muß ein humoristischer Zug oft dem gar zu Schwarzgrauen ein wärmeres Colorit geben, und wo der Comiker gar keinen Sinn für das Erhabne hat, merken wir es ihm auch gleich als einen Mangel ab, und können uns, aller Bewunderung ungeachtet, nicht eines Lächelns über die naive Beschränktheit eines Holbergs und Molieres enthalten, während wir staunend Aristophanes von seinen Possen und Carrikaturen in die Wolken folgen, und Shakespears aus dem Stalle in den Rittersaal. —

Auch Lessing liebte die Vielseitigkeit und konnte sowohl ernst als lustig sein. Dieses mit seinem hellen Verstande, seinem Witz und Scharfsinn verbunden, geben seinen besseren Werken einen eignen Reitz, etwas Tüchtiges und Nahrhaftes, das sehr erquickt. Sie schmecken nach dem Kern, nach der Quelle. Lessing ist liberal; es freut ihn, das Höchste und Beste schlicht und einfach vorzutragen; er haßt Coquetterie und eitle Pracht wie andre Vorurtheile und Beschränktheiten; das ist gut. Allein die Grazie mangelt ihm als Dichter; für das Erotische hat er keinen Sinn, das gibt seinen Schilderungen etwas Frostiges und Steifes; nur nicht in „Nathan dem Weisen," wo das Erotische keine Haupt-

rolle spielt, und wo er seine Grazie als Philosoph brauchen konnte, denn die besaß der witzige Denker im vollen Maaße.

Diesem Mangel an Sinn für das Erotische kann man es wohl zuschreiben, daß er der Catastrophe in der sonst herrlichen Emilia Galotti kein besseres Motiv unterlegte, welches dem Stücke schadet, und in abstechendem Gegensatze zu den übrigen wahren Schilderungen steht.

In meiner Jugend fühlte ich nicht die Schwäche dieses Motivs; ich weinte, wenn Emilie von ihrem Vater erdolcht wurde, (ohne daß er vorher einen einzigen Schritt zu ihrer Rettung versuchte), damit sie nicht in des Kanzlers Haus zur Wollust verführt werde.

Und alle weinten; und auch Zetlitz, ein norwegischer Lyriker, hatte einige Jahre vorher darüber geweint, und eine wunderliche Scene unter der Aufführung des Stücks mit einem holsteinischen Schiffer gehabt, der nicht geweint hatte. Dieser wackre Mann war in die Comödie gegangen, um sich nach schwerer Tagesarbeit zu erheitern und zu erholen, hatte sich also vorgesetzt alles, was ihm vorgespielt werden würde, lustig und angenehm zu finden. Daß es ein Trauerspiel war, daß immer nur von ernsten, wichtigen Dingen gesprochen wurde, brachte ihn weder aus der Fassung, noch aus der guten Laune. Er lachte über des Prinzen Achtung für die Kunst, über Angelos Mordvorsatz, über Appianis Trübsinn, und über Marinellis Bosheit. Der kleine hitzige Norweger, der durch ein böses Verhängniß dazu verdammt war, dem vierschrötigen Holsteiner in der Nähe zu stehen, konnte dieses Lachen zuletzt nicht länger aushalten, sondern kehrte sich um und sagte ganz aufgebracht: „worüber zum Henker lacht Er denn immerfort? Merkt Er nicht, daß es ein Trauerspiel ist, eine ernste,

wichtige, triste Begebenheit, die alle Menschen betrübt und rührt? Wie kann denn Er nur mitten im Unglück jauchzen und frohlokken? Zum Henker! Schäm' Er sich doch, und störe Er nicht andrer Leute Gefühl, wenn er selbst nicht gerührt werden kann!" Der große phlegmatische Holsteiner ließ sich vom kleinen jähzornigen Norweger imponiren, schwieg mausestill, und das Stück wurde jetzt ohne Störung zu Ende gespielt. Allein — eben in der Scene, wie Odoardo seine Tochter tödtet, und Zetlitz in Thränen schwimmt, fällt der unglückselige Gedanke ihm ein: „Aber warum zum Henker lacht jetzt der Holsteiner nicht?" — Er kehrt sich um, um den Gemüthszustand seines Nachbarn zu entdecken; und wie er nun den Schiffer ganz blau im Gesicht mit dem Schnupftuche im Munde stehen sieht, von unterdrücktem Gelächter fast erstickt, platzt er selbst in ein unmäßiges Lachen aus; und so endigte das Stück zum größten Erstaunen aller Anwesenden, die gar nicht begreifen konnten, warum der Norweger und der Holsteiner so vergnügt waren? —

Von Trauerspielen ward nur noch Bewerley, eine französische Umarbeitung des englischen Stücks, gegeben; worin Rosing den verzweifelten Spieler, der sich selbst vergiftet, mit erschütternder Wahrheit darstellte.

So war das Repertoire des dänischen Theaters in meiner Jugend; ich hatte alle die Stücke der erwähnten Verfasser mehrmals gesehen und gelesen, sie hatten einen wichtigen Einfluß au fmeine Geistesbildung, auf meine Liebe für dramatische Kunst gehabt, und so gehört also diese Uebersicht ganz jener Periode meines Lebens, indem sie zugleich deutschen Lesern einen Begriff von dänischer Litteratur damaliger Zeit giebt.

Fünftes Kapitel.

Der Schauspieler.

Aus dem Vorhergehenden sieht man, daß Melpomene noch auf der dänischen Bühne wenig zu thun hatte, und daß selbst nicht einmal im Jahre der geharnischte Geist über die Bretter hinweg ging. Ein kräftiger Norweger, Nordal Burn, der Verfasser eines der schönsten Lieder, der sich auch nachher als Bischof und geistlicher Redner auszeichnete, hatte zwar in seiner Jugend noch zwei Tragödien, Zarine und Einar der Bogenschwinger, in gereimten Alexandrinern, verfaßt, ganz nach französischem Zuschnitte, ohne doch die Anmuth und das Feuer der französischen Werke zu erreichen. Er hatte also nur die Fehler der französischen Schule nachgemacht, und für den Mangel dramatischer Handlung und dramatischen Characters konnten einzelne schöne Stellen nicht gnügen.

Jetzt wurde wieder im Jahre 1796 eine Tragödie, Dyweke von Samsöe, aufgeführt, die allgemeines Aufsehen erregte und bewundert wurde. Zum Theil verdiente sie es.

Dyweke war des dänischen Königs Christian des Zweiten Geliebte, und wurde von ihren Feinden vergiftet. Ihre Mutter, die

berühmte herrschsüchtige Sigbrith, hat der Verfasser mit wenigen Zügen gut characterisirt. Ihr Gegner, Knud Güldenstierne, ist ein kräftiger, edler Mann. Seine Bruderliebe zu dem unglücklichen Torben Ochs, der, ohne Gegenliebe zu finden, mit ritterlicher Schwärmerei Dyweke anbetet, und sich doch ihretwillen aufopfert, hat Samsöe trefflich geschildert. Christian der Zweite ist mit vieler Kunst skizzirt, ohne der Ehrfurcht des Königshauses, ohne der geschichtlichen Wahrheit zu nahe zu treten. Ein Mönch, ein boshaftes Adelsweib, ein Burgvoigt sind brav geschildert. Gegen die Handlung des Stücks ist nichts einzuwenden. Dyweke ist liebenswürdig. — Sie ist aber gar zu modern sentimentalisch, in großen Monologen weint sie immer um den Christian, der nichts weniger als ein schmachtender Liebhaber war. Man fühlt Mitleid mit ihr, doch dieses Mitleid erkaltet durch die ewige Wiederholung der selbigen Situation.

Das Stück hat in den Haupt-Situationen einige Aehnlichkeit mit Göthens Egmont. Wie unterscheidet sich aber das kräftige Clärchen, mit dem lebendigen Colorit ihrer Zeit, ihrer Umgebung von Dyweke, die gar zu viel an Lafontainens Romane erinnert.

Ein Stück, das doch so viel Verdienst hat, mußte natürlicherweise dem dänischen Publikum eben so gut schmecken, als eine nahrhafte Mahlzeit einem Reisenden nach langem Fasten. — Der Reiz der Neuheit übte seinen Zauber in Allem. Die Decorationen der gothischen Ritterzimmer, die Federhüte, Mäntel, Halskragen und Brustpanzer, woran man damals nicht, wie jetzt, gewöhnt war! Alle Rollen wurden trefflich gespielt. Mad. Rosing stellte meisterhaft die Sigbrith dar, Rosing war Knud Güldenstierne — und in Dywekes Rolle tritt eine junge sehr schöne Schauspielerin zum

erstenmal auf, in die sich die ganze Kopenhagener Jugend verliebte! — Und nun das letzte Mittel, das nach einer wohlgelungenen Arbeit allen Poeten zu empfehlen wäre, obschon es eine harte Kur ist, — einige Tage vor der Aufführung — starb der Dichter!

Das Stück machte Furore. Ich hatte es gelesen, aber noch nicht gesehen, obgleich es schon mehrere Male gegeben war, ich mußte Geduld haben, und es war mir in den ersten Tagen unmöglich ein Parterrebillet zu bekommen. In Kopenhagen gibt es einen Schlag Menschen, die man Siauer nennt, die eine heimliche Compagnie ausmachen, und bei sehr gesuchten Stücken alle Billets bei der Kasse wegfischen, um sie nachher für das Zehndoppelte zu verkaufen. Ich hatte nur 2 Mrk. und 8 ß dänisch, und es war mir unmöglich in den Tagen mehr Geld aufzutreiben. Zwei Mark dänisch kostete sonst ein Parterrebillet. Wenn ich nun einem Siauer noch die 8 ß darbot, so lachte er mir ins Gesicht und fragte ob ich toll wäre? Sie nahmen 3, 4, 5 Thlr. für ein Billet. — Ich war fast zur Verzweiflung gebracht. Dreimal wagte ich mich ins Gedränge der Siauer, die am kalten Wintertage wie warme Kartoffeln in einem Topfe dampften, (so drängten sie sich); dreimal war ich in Gefahr die Brust zerquetscht zu bekommen, oder Arm und Bein zu brechen. Mit genauer Noth schlüpfte ich aus dem Gedränge wieder heraus.

Mein Freund W., der auch das Stück gern sehen wollte, aber zu klug war, sich in diesen ungleichen Kampf einzulassen, schlug mir vor, als ich zum drittenmale mit heruntergetretenen Schuhen und zerdrücktem Hute zurückkam, ob wir nicht lieber nach einem Orte hingehen sollten, wo er gehört hatte, daß man für 6 ß. sehr große Portionen Chocolade bekommen könnte. Weil ich

nun wirklich sehr marode geworden war, und die Hoffnung ganz aufgegeben hatte ein Billet zu kriegen, folgte ich ihm resignirt, und tröstete mich damit, daß doch etwas Gutes auf der Welt war, das man wohlfeil haben konnte.

Gegen die Chocolade war auch nichts einzuwenden, sie wurde uns in großen Schaalen, mit bleiernen Löffeln, gereicht. Freilich war das Locale nicht **comfortable** und noch weniger **fashionable.**

Als wir hineintraten rief der Wirth, als wenn's ihm zu vornehm wiederfuhr, zum Dienstmädchen: „Bringe sie für's erste zwei Lichter herein!" Die zwei Lichter erhellten aber eine sehr schmuzige Stube. Eben wie wir saßen und tranken, tritt ein Dreckfahrer herein, und setzt sich uns zur Seite, während seine Equipage voll Gassenkoth draußen auf der Straße hält. Ohne unsere Tassen zu leeren bezahlten wir das Geld, schlichen uns davon, und fanden nachher, daß die Chocolade doch für Dyweke nur ein schlechtes Surrogat gewesen.

Noch eine zweite Tragödie sollte das Jahr darauf meine Lust zum Theater in hohem Grade steigern; nämlich Sanders Niels Ebbesen. Hier waren die Schauspieler alle in Harnische geschnallt, und es war nur von Krieg und Sieg, von Kampf gegen tyrannische Unterdrückung die Rede. Das Stück hat Verdienst, der erste und fünfte Akt bedeuten nicht viel; im dritten Akte erinnern die Reden der Ritter 'an Antonius und Brutus in Shakespears Julius Cäsar. Niels Ebbesen hat einige Aehnlichkeit mit dem Götz von Berlichingen, allein der zweite und vierte Akt sind vortrefflich und höchst dramatisch. Der Dichter hat ein herrliches altes Lied wohl benutzt; die ganze Scene zwischen dem Grafen Gerhard und Niels Ebbesen, in Randers die beste im Stücke,

findet man schon im alten Liede, und sie ist noch besser da, als im Trauerspiele.

Ein Mann, der zu dieser Zeit Kopenhagen besuchte und auch einen großen Eindruck auf mich machte, war der Abt Vogler, der treffliche Orgelspieler. Auf der Orgel war ich, so zu sagen, halb auferzogen; und obschon mein Vater mir sehr wenig Unterricht auf dem Clavier gegeben hatte, liebte ich doch außerordentlich die Musik, und componirte zu meinem eigenen Vergnügen selbst kleine Melodien. Diese Musikliebe hat nachher beinahe mehr zu- als abgenommen, und etwas gute Musik täglich zu hören, ist mir fast so nothwendig als Essen und Trinken. Es machte mir ein unendliches Vergnügen den herrlichen Vogler zu hören, der die ernste, große Orgel, von der ich sonst nur erhabene geistliche Lieder und fromme Präludien gehört hatte, so spielte, daß auch heitere Flötenconcerte daraus wurden. Auch freuten mich alle die mahlerischen Sachen, die Vogler auf der Orgel zu spielen wagte. Das Herunterdrücken der Tangenten mit beiden Armen, um den Einsturz der Mauern Jerichos nachzuahmen, schien mir ein guter Einfall, der sich in der genialischen Phantasie trefflich ausnahm. Auch mochte ich gern eine Rheinfahrt mit ihm machen und das Rieseln der Wellen und den Ruderschlag hören. Freilich hörte ich Viele ihn einen Charlatan nennen; aber daran hatte ich mich schon gewöhnt, ausgezeichnete Leute ausschelten und von unbedeutenden Menschen meistern zu hören. Daß ihn die Phantasie mitunter ein wenig zu weit trieb, war die allgemeine Meinung. Auch mein Vater hegte die größte Achtung gegen Vogler. Dieser hatte einmal bei Hofe auf Friedrichsberg gespeist, auch gut dabei getrunken, und war aufgeräumt. Mein Vater folgte ihm zu seinem Wagen. Es war mondheller Abend. — „Ja, Herr Abt,"

sagte mein Vater, indem er ihm in den Wagen half: „Noch scheint der liebe Mond so helle, wie er durch Adams Bäume schien.“ — „Nein, mein Herr!“ antwortete Vogler, ziemlich langsam in den Wagen steigend; „darin hat Hölty Unrecht! Der Mond hat sich seit Adams Zeiten gewaltig verändert, denn sehen Sie“ — Damit fuhr der Wagen fort, und mein Vater sah ihn nie wieder.

Sein Hermann von Unna wurde kurz darauf gegeben, und wie entzückte mich diese Musik; von dem heimlichen Gerichte, mit dem ich bei dieser Gelegenheit zum erstenmale Bekanntschaft machte, nicht zu reden.

Ein Schauspieler Beck besuchte mitunter meinen Vater. Meine Schwester und ich lernten so seine Kinder kennen, und wir spielten mitunter Comödien zusammen auf dem Schlosse. Die eine Tochter war ein reizendes Mädchen, sie betrat kurz darauf die Bühne als Ida in Voglers Hermann von Unna, und machte viel Glück.

Jetzt beschloß ich auch da mein Glück zu versuchen. Mein Vater sprach mit dem Oberhofmarschall von Hauch, und er bestimmte mir einen Tag, an dem ich zu ihm kommen sollte. Jetzt putzte ich mich auf's Beste, und meine Mutter lieh mir einen goldenen Ring, den ich an mein Halstuch befestigen sollte, wie es damals die Mode war. Die langen, schwarzen Haare wurden mir zierlich aufgeflochten, und die Flechte mit einem kleinen Kamm in den Nacken befestigt. Aus einer thörichten Blödigkeit sagte ich meiner Schwester nicht, was ich beschlossen hatte, sondern hielt es vor ihr geheim, bis es allgemein bekannt wurde. Das kränkte sie mit Recht; denn sie hatte immer schwesterlichen Antheil an meinem Schicksal genommen, und ich hatte ihr vorher nichts verschwiegen.

Der Oberhofmarschall hatte mich oft vorher als einen Knaben auf Friedrichsberg herum laufen sehen, und wunderte sich wohl billig darüber, daß ich jetzt schon in meinem 17ten Jahre Chavaliere, Ritter und artige Liebhaber agiren wollte. Große Ideen hat er sich wohl schwerlich von mir gemacht. Er stellte mir alle Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten vor, die mit dem Theaterleben verbunden sind; das half aber nichts. Er sagte mir, daß ich im Anfange auch nur eine sehr kleine Gage bekommen würde. Darnach fragte ich gar nichts! Als ich nun im Gespräche mit ihm doch vielleicht etwas Geistiges und Ungewöhnliches erblicken ließ, schien er zuletzt nicht abgeneigt mich anzunehmen, sagte aber: ich müsse erst etwas tanzen und fechten lernen, auch hübsch Handschuhe tragen, weil meine Hände gar zu roth waren; er wolle mir Rosing zum Instructeur geben.

Das war es eben, was ich wünschte! Ich eilte gleich zu Rosing hin, klingelte an der Thüre, und er machte mir selber auf. Ich trug ihm meinen Wunsch vor, er ließ sich in ein Gespräch mit mir ein, beobachtete mich mit Kenneraugen, und es freute mich, als ich bei ihm Wohlgefallen mit mir zu bemerken glaubte. So als Kenner, als Kunstverständiger hatte ich ihn noch nicht sprechen hören; er hatte sonst nur Anderer Worte hergesagt, jetzt merkte ich, daß er selbst beredt und verständig war, ein Mann von Character, fein, ohne falsch zu sein, und sich selbst fühlend, mit Bescheidenheit gegen Andre. Daß er bei Tagelicht älter, bleicher aussah, einige Runzeln hatte, und statt des gewohnten Putzes der Bühne einen schlichten grauen Rock trug, machte mir ihn nur merkwürdiger. Seine Augen waren eben so schön wie auf der Bühne, ja noch schöner, denn ihre blaue Vergißmeinnichtfarbe hatte ich nicht in der Ferne wahrnehmen können.

Wie es nun so geht, daß Menschen, die eine gewisse Sympathie für einander fühlen, bald vertraut werden, so geschah es auch hier; und kaum hatte ich ihn einigemal besucht, als das schöne Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler, ja beinahe zwischen Vater und Sohn bei uns eintrat.

Und doch hatte er Kinder genug! Die schlanke, feine, blonde Frau hatte ihm siebzehn Kinder geboren, und doch war sie frisch, heiter und gesund und spielte fast alle Abende. Von den Kindern waren mehrere gestorben, neun lebten aber und blühten, eine Tochter ausgenommen, die etwas kränklich war. — Rosing fand eben wie der Marschall, daß es mir an ritterlichen Uebungen gebrach, und ich bekam gleich einen Fechtmeister, einen Tanzmeister und einen Singlehrer.

Der alte Fechtmeister Ems war ein großer, gutmüthiger Haudegen, ein Preuße von Friedrichs des Zweiten Zeiten, der sein Handwerk wohl verstand. Es freute mich sehr den Waffengebrauch von ihm zu lernen. Doch liebte ich mehr das Hauen, als das Stechen. Es schien mir heroischer, großmüthiger, offner, weniger grausam; das Stechen kam mir hämisch und meuchelmörderisch vor. Ich sollte immer meinen Feind hintergehn, um ihm unvermutheter Weise die Todeswunde zu versetzen. Geschicklichkeit und kaltes Blut gab hier den Ausschlag. Mit dem Hauen konnte man aber kräftiger, heftiger verfahren; und es schien mir, daß, wenn man sich schlüge, man zornig sein müsse; denn ruhige Leute sollten vernünftig sein, und vernünftige Leute sollten Friede halten. Ich glaube auch noch gewiß, daß weder Achill noch der hörnerne Siegfried, noch Starkodder und Palnatoke gestochen haben. Nur mit Lanzen freilich. Sie haben mit den Schwertern gehauen, wie Thor mit seinem Hammer hieb. Das Stechen ist eine Distel

aus der französischen Schule neuerer Zeit, und ich hoffe, daß selbst Guesclin und Bajard das Stechen verschmäht haben.

Der Tanzmeister hieß Dahlen, ein schöngewachsener Schwede, mit einem hübschen regelmäßigen Gesichte; er war sehr artig und freundlich, und ein trefflicher Tänzer. Er und Bournonville, ein noch größerer Virtuose, waren nach dem Morde Gustavs des Dritten nach Dänemark gekommen. — Wie ich nun bei Ems das Hauen dem Stechen vorzog, so zog ich bei Dahlen die Menuet dem schnellen Gesellschaftstanze vor. Die Menuet lehrte mich edle Stellungen, den Körper mit Anmuth zu bewegen, und schien mir eine idealisch-stumme Liebesscene zu sein, wo der Jüngling und das Mädchen in Sehnsucht sich einander nahen, sich ehrbar und bescheiden wieder entfernen, sich wieder nahen, die Hände fassen, leicht umarmen, auseinander fliegen, sich dann fremd und höflich begrüßen, und — am selbigen Flecke stehen, wie im Anfange. Wie es denn in wirklichen Verliebtheiten öfters der Fall ist! — Englisch lernte ich nicht tanzen, und das Walzen konnte ich nicht vertragen, und so habe ich — sonderbar genug — nie im Leben auf einem Balle mit einer Dame getanzt.

Der Singmeister hieß Zinck. Ein launischer, gutherziger Deutscher, guter Clavierspieler und Theoretiker aus der Bach'schen Schule; selbst als Componist mehrerer hübscher Sachen hat er Talent bewiesen. Aber zum Singmeister junger Sänger und Sängerinnen war er gar zu theoretisch. Er sprach zu viel, und wir sangen zu wenig. Der Trieb, alles populär und leichtfaßlich durch wörtliche Definitionen zu machen, kostete uns viele Zeit; die practische Ausführung wäre weit schneller und möglicher gewesen. Und wenn er nun den jungen Sängerinnen begreiflich machte, wie jeder Mensch immer die fünf Notenstriche bei der Hand hätte;

(hier streckte er die fünf Finger seiner linken Hand aus) — und daß sie nur den Zeigefinger der rechten Hand zwischen, oder auf, oder unter, oder über die fünf linken Finger zu setzen brauchten, um die gewünschte Note gleich gegenwärtig vor Augen zu haben; so konnten sie, bei allem Respect gegen den wackern Lehrer, sich dennoch nicht des Lächelns enthalten. Nachher bekam ich einen italienischen Singmeister Ferretti, bei dem ich einige Fortschritte machte.

Nun lernte ich also die Kehrseite des Theaters kennen, weil ich vielen Proben beiwohnte und mit in den Chören sang, obschon ich in den zwei Wintern, die ich dabei war, nur in vier großen Rollen auftrat. — Man hatte mir viel von dem schlechten Ton gesprochen, der unter den Schauspielern herrschen sollte. Diesen merkte ich nicht, sie waren im Gegentheil ziemlich höflich gegen einander. Nur an drei Uebeln schienen sie mir zu leiden, nämlich an Armuth, Neid und zu großer Eitelkeit. Deshalb beurtheilten sie sich bitter gegenseitig, wenn sie getrennt waren; und die höfliche wechselseitige Schonung, wenn sie mit einander sprachen, nannten sie Falschheit. Im Ganzen zeigte sich nur die menschliche Erbsünde hier wie in der großen Welt, nur gedrängter und also schroffer.

Es liegt etwas schlimmes in der Natur der Schauspielkunst, was immer zum Nachtheile der Ausübenden wirken muß, und leider gar nicht zu ändern ist. — Jeder andere Künstler lebt in Freiheit und Unabhängigkeit; er sucht und liebt die Einsamkeit, weil er sich einsam erst völlig frei fühlt; so wird seine Empfindlichkeit nicht gereizt, seine Besonnenheit nicht gestört, er kann sich mit Studium und Ruhe ganz in seinen Gegenstand verlieren, und jede Persönlichkeit vergessen. Nicht so der Schauspieler! Der

besitzt keine Freiheit, keine Unabhängigkeit. Er kann nicht in Einsamkeit ruhig arbeiten nach Laune und Begeisterung; zu gewissen Stunden muß er in einer großen Gesellschaft auftreten. Er hat keine Selbstständigkeit; denn bald muß er sich von Andern unterstützt, bald sich von Andern gestört fühlen. Das Kunstwerk, das der Augenblick erzeugt und der Augenblick vernichtet, gehört ihm also nicht einmal ganz allein an. Dazu kommt, daß treffliche Schauspieler sich einem größeren Haufen unbedeutender, oft roher Menschen anschließen müssen, die gern ihre Ehre theilen, ohne etwas dazu beizutragen.

Es gehört eine große Lebhaftigkeit und Energie des Geistes dazu, allen diesen Uebeln zu trotzen, und ihrer ungeachtet zu wirken; eine große Begeisterung und Liebe für die Kunst! Darum ist ein trefflicher Schauspieler auch sehr achtungswerth, der einen so ernsten Kampf für unsere Freude streitet, und sich immer von den Dornen stechen läßt, um für uns Rosen zu pflücken! Er muß beständig in einer bewaffneten Neutralität mit seiner Umgebung leben; und deswegen darf man ihm eine gewisse unruhige, kriegerische Stimmung im täglichen Leben nicht verargen, da er wirklich nicht in Frieden lebt, und die schöne Ruhe, die wir Andern vollauf genießen, nicht haben kann.

Rosing schien mir an diesen Uebeln wenig zu leiden; er war nicht neidisch; er lebte gut; er war eitel, wie ein jeder Künstler es sein muß und soll; das will sagen: er wollte gern gefallen; allein seine Eitelkeit war keine thörigte Anmaßung ohne Grund; er verdiente zu gefallen, das fühlte er selbst, und ein edler Stolz stärkte ihn in allen Widerwärtigkeiten.

Und doch schien mir sein Gemüth weit fröhlicher im Sommer zu sein, wenn er frei war, und ich ihm nach der schönen Frie-

drichsburg folgte, wo er ein hübsches Landhaus besaß, als im Winter, wo er zu aller Freude seine Kunst ausübte und mit Beifall überhäuft wurde. Sein Wesen sehnte sich in den Freistunden nach behaglicher Ruhe. Auf der Bühne war er immer thätig, trat beinahe jeden Abend in großen Rollen auf, war Instructeur und Theaterinspector mit emsiger Gewissenhaftigkeit. Am Sonntage konnte er sich aber mit mir und einem alten Jugendfreunde aus Drontheim, einem Cantor, hinsetzen, Tabak rauchen, und von vier Uhr Nachmittags bis zum Abendessen Wisth spielen, und notabene, er spielte nie um Geld, obschon er sehr gut spielte, und so eifrig, als ob es große Summen gegolten hätte, und der kleinste Fehler eines seiner Mitspielenden wurde immer streng gerügt.

Ich selbst konnte aber nicht Tabak rauchen. Ein paar mißlungene Versuche hatten mich früher hart bestraft, gewiß härter als die meisten andern, und der Tabak war mir nachher immer ein Gräuel.

In vier großen Rollen versuchte ich mich. Ich spielte Schröders Fähndrich; Torben Ochs in Dyweke; in einem Stücke von Tode machte ich den einen Seeofficier, und dann noch Cederström in Kotzebues Armuth und Edelsinn. Mit Ausnahme der letzten paßten sich diese Rollen, die ich doch selbst gewählt hatte, wenig für mich. Ich sollte Anstand, militärischen **à plomb**, männliche Festigkeit zeigen, ein siebzehn- und achtzehnjähriger schlotternder Knabe, noch nicht völlig ausgewachsen, ohne Manieren, schlecht gekleidet, frisch von Friedrichsberg und der Schule gekommen, mit allen Künsten der Toilette unbekannt. Das einzige, was ich vielleicht hätte zeigen können: Gefühl und Begeisterung, äußerte sich in den drei ersten Rollen nur in feinen Characterzügen, die ich zu mahlen noch nicht Geschicklichkeit hatte.

Erst im Cederström gelang es mir die Zuschauer zu rühren, zu interessiren und einen reichlichen Beifall einzuerndten. Das hätte nun auf einen wahrhaft Berufenen vortheilhaft gewirkt und ihn zum Vorschreiten angefeuert, ich aber hatte schon vom Theater genug. Ich fühlte, daß, um den Regenbogen und um den Silberschein des Mondes im Meere zu sehen, man selbst nicht im Wolkendunste stehen, wo der Bogen sich wölbt, noch im Wasser liegen, wo der Mond scheint, sondern sich entfernen muß.

Besonders mangelte es beim Theater ja der gaja scienza, schiens mir, ganz an der nothwendigen Freiheit und Heiterkeit des Geistes. Statt des Oberhofmarschalls von Hauch, der ein freundlicher, kenntnißreicher Mann war, ein thätiger Kunstbeförderer, ward der Generalmajor v. Waltersdorf Director, ein wackerer Mann, der sich aber mit solchen unmilitärischen, undiplomatischen Sachen vorher wenig abgegeben hatte, der Thaarup und Baggesen rathen ließ, seine Mitdirectoren, die eigentlich auch nichts thaten, die aber wieder Verstand genug hatten, Rosing und Schwarz rathen zu lassen. Indessen hatte das Ganze doch einen Anstrich von militairischer Subordination bekommen, das den Künstlern nicht zusagte, und mir am allerwenigsten. Auch fühlte ich bald einen Widerwillen, Rollen auswendig zu lernen, wovon die meisten unbedeutend und in einer schlechten Sprache geschrieben waren, so daß es mir ordentlich Mühe kostete, die Redensarten zu behalten.

Sechstes Kapitel.

Theaterleben.

Indeß hatte ich viele neue Bekanntschaften gemacht. Die Schauspieler kannten mich aber nicht recht, und weil doch ein Gerücht von meinen poetischen Neigungen ging, so nannten sie mich unter sich zum Spott: „den Mann mit den verborgenen Talenten.“ Mit einigen jungen Schauspielern besuchte ich damals oft die Billardhäuser, weil ich für dieses Spiel ordentlich eine Leidenschaft gefaßt hatte. Mein Jugendfreund W., mit dem ich jetzt wenig umging, war der beste Billardspieler in Kopenhagen geworden. Ich habe schon sein Talent zum Stoßen und Werfen früher erwähnt; und der scharfe Blick, die sichre Hand kam ihm auch später als Chirurg zu Statten; denn es währte nicht lange, so war er ein sehr geschickter Anatom und trefflicher Wundarzt. Ich selbst trieb es mit dem Billardspiele nicht weit, weil ich ein kurzes Gesicht und eine kurze Geduld hatte.

Zurückgezogen und schüchtern wie ich war, machten die übrigen Schauspieler sich im Anfange einen falschen Begriff von meinem Character, und meinten, daß ich träger, furchtsamer Natur

sei. Indessen gelang es mir doch bald, ihnen diesen Irrthum zu benehmen, ja sogar durch einige humoristische Einfälle ihre Freundschaft zu gewinnen. So hatten sich eines Abends mehrere Mitglieder der Gesellschaft bei einem Wirthe versammelt, wo wir für einen bestimmten Preis gut essen sollten. Und unter andern Gerichten war uns ein leckerer Hasenbraten versprochen. Es dauerte sehr lange mit der Zubereitung; die Gerichte wurden langsam aufgetragen; endlich — nach Mitternacht — ward ein Rinderbraten statt des Hasenbratens auf den Tisch gesetzt; und der Wirth entschuldigte sich damit, daß ihm der Becker den hingeschickten Hasen nicht gebraten hätte. Alle, die vorher lustig mit einander geplaudert hatten, schwiegen jetzt verstimmt und beleidigt, weil sie den Vorwand nicht glaubten; ich dagegen, der vorher geschwiegen hatte, und bescheiden die Aeltern hatte reden lassen, brach plötzlich aus: „Ei, so sollte der Henker solch einen ungeschickten Becker holen. Wo wohnt der Pfuscher?" — „Ach," sagte der Wirth, „er wohnt weit von hier, es ist sehr spät und kalt und dunkel. Jetzt kann er doch nicht den Hasen braten." — „Er hat eine ganze Gesellschaft gefoppt und zum Besten gehabt," sagte ich. — „Ich wecke ihn aus dem Schlafe, er soll mir den Hasen liefern, so trage ich das Wildpret als Trophäe hieher, und wir haben uns gerächt." — Ohne weiter etwas hören zu wollen, lief ich in die Stadt zum Becker und klingelte ihn auf. Er wußte aber von nichts, er hatte keinen Hasen bekommen. Mit dieser Nachricht kam ich ganz vergnügt und gelassen zurück. Alle schlugen ein lautes Gelächter auf; der Wirth mußte beichten und Abbitte thun; ich aber hatte durch diesen Schwank einen Stein im Brete bei den Schauspielern gewonnen, und der Rinderbraten schmeckte ihnen jetzt, da sie lustig waren, eben so gut, als wenn es ein Hasenbraten gewesen wäre.

Der gute Knudsen, den ich liebte, und der nachher mein Freund wurde, hatte mich einmal bei der Direction angeklagt, weil er meinte, ich hätte ihn auf der Bühne zu hart in den Rücken gestoßen. Es sollte in dem vorhererwähnten Singspiele, dem Einzuge, gewesen sein, wo er als Jude den marrocanischen Prinzen machte, und wo er zum Schlusse des Stücks von den Bauerknaben verhöhnt wird. Da mochte ihn vielleicht ein muthwilliger Jüngling zu hart gestoßen haben, ich war mir aber meiner Unschuld bewußt. — Ohne etwas davon zu erfahren, wurde ich in die Inquisition citirt. In einem schönen, großen Saale, im Hause des Generalmajors v. Waltersdorf, saßen er, Thaarup und Kierulf, als Directoren, bei einem grünen Tische. Kierulf war Professor der Geschichte bei der Kopenhagener Universität. Als ich in die Schule ging, hatte er mich als Examinator öfter examinirt; seitdem hatte er aber nie zu mir gesprochen, und ich sprach auch nie zu ihm. Thaarup, der ein wahrheitsliebender Mann war, aber ziemlich stolz, ziemlich unwissend in dem, was auf der Bühne vorging, und der gern sprechen wollte, hielt mir beim Eintritt eine lange Rede über meine Unart, und verlangte, daß ich Knudsen eine Abbitte thun sollte. Als er endlich fertig war, antwortete ich kurz: „Das ist nicht wahr!" — Nun fing er wieder zu peroriren an, ich antwortete aber wieder eben so kurz: „Das ist nicht wahr! — Jetzt sahen sich die Directoren an, und Thaarup äußerte: „noch nie habe ein Schauspieler gewagt der Direction in solchem Tone zu antworten." — Jetzt fing die Sache an Ernst zu werden, die Thränen traten mir ins Auge, ich kehrte mich zu dem Chef und sagte: „Was soll ich antworten, wenn ich mich ganz unschuldig weiß? Ein Anderer mag es gethan und mich bei Knudsen verläumdet haben. Selbst hat er ja nicht mit

dem Rücken sehen können, wer ihn stieß. Ich trage gar zu große Achtung für sein Genie, für die Kunst und für die Würde der Bühne, als daß ich mich zu einer solchen Grobheit herablassen sollte. Aber nie werde ich ihm auch eine Abbitte thun. Sie mögen mich meinetwegen in's Gefängniß werfen oder mir meinen Abschied geben!" — Statt mir böse zu werden, gewann ich dadurch den Generalmajor. Er sagte freundlich: „Sein Sie ganz ruhig! Ich bin von Ihrer Unschuld überzeugt! Knudsen muß sich geirrt haben." Von dem Augenblicke an war mir Waltersdorf gewogen. Knudsen und ich sprachen von der Begebenheit gar nicht mit einander, und wurden nachher Freunde.

Zu der Zeit ward Foersom, (der nachherige Uebersetzer Shakesspears, ein guter junger Philologe und Predigerssohn aus Jütland) auch Schauspieler. Wir gingen viel miteinander um, er machte mich mit Kruse, (dem nachherigen deutschen Romanschreiber), bekannt. Kruse gab damals ein Wochenblatt heraus, dessen Inhalt meist Uebersetzungen waren, doch auch originale Aufsätze und Poesien wurden darin aufgenommen. — Ich hatte eine solche Schreibelust, daß ich beinahe das Blatt für ihn schrieb, ohne meinen Namen darauf zu setzen, und ohne Honorar zu verlangen, bloß um meine Neigung zu befriedigen. Auch schrieb ich mehrere Dramen in Iffländischem und Kotzebuischem Geschmacke, ohne doch etwas davon drucken zu lassen; alles blos zu meinem eigenen Vergnügen. Freilich mußten meine Freunde oft herhalten, und meine mittelmäßigen Nachahmungen mittelmäßiger Originale vorlesen hören. Ueberhaupt hatte mein ganzes Wesen noch einen sehr kindlichen und beinahe kindischen Anstrich. Es amüsirte mich gar nicht Liebhaber zu spielen, und es hat mich nie amüsirt. Damals fühlte ich noch nicht die Macht der Liebe; als ich sie aber fühlte,

schien es mir unmöglich zu spielen, was völlig Ernst war, und von so zarter verschämter Natur, daß es mir schien, die Liebe könne eben so wenig ihr Incognito verlassen, ohne sich travestirt zu fühlen, als wenn die Schmetterlingsflügel nach derber Berührung ihren schönen Farbenstaub noch behalten könnten.

Auch für das Zechen und für die Lustgelage hatte ich keinen Sinn; mich freute mehr ein kleiner, häuslicher, idyllischer Kreis. Einst war ich mit Foersom, Kruse und mehreren Andern an einem Orte, wo gezecht werden sollte. Der Punschnapf wurde dampfend auf den Tisch gesetzt, er roch gut, und Foersom fängt an den Punsch ziemlich stark zu rühmen. Ohne ein Wort zu sagen, nehme ich mein Schnupftuch und werfe es in den Punschnapf. Foersom sagte: „Das ist pueril!" Ich nahm das leichtschwimmende Schnupftuch wieder aus der Bowle, zeigte es der Gesellschaft, daß es ganz rein und schneeweis wäre. Drauf verbeugte ich mich sehr vornehm gegen Foersom und ging meines Weges.

Zwei große Männer starben zu dieser Zeit kurz nach einander, Bernstorf und Suhm. Sie wurden von großen Volkscolonnen zum Grabe gefolgt; und ich sang mit in den Chören zu ihrer Gedächtnißfeier. Auf Bernstorfs Verdienst verstand ich mich damals nicht; denn die Politik interessirte mich noch gar nicht, und weil die Gräuelperiode der französischen Revolution in meiner Kindheit eingefallen war, so entging ich dadurch von einem Schwindel ergriffen zu werden, der viele gute Köpfe verwirrte und aus dem natürlichen Gleichgewichte brachte. Freilich hatte ich oft meinen Vater mit seinen Freunden von den Schreckensbegebenheiten sprechen hören; das war aber immer in dem Tone des Bürgers in Goethes Faust:

„Nichts bessers weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen,
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
Wenn hinten, weit, in der Türkei,
Die Völker auf einander schlagen.
Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus,
Und sieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten;
Dann kehrt man Abends froh nach Haus,
Und segnet Fried' und Friedenszeiten."

Suhm kannte ich dagegen sehr gut; die ersten Theile seiner dänischen Geschichte und sein Buch von Odin hatte ich mit großer Aufmerksamkeit gelesen. Seine Gedächtnißfeier wurde in einem großen litterarischen Club gehalten. Diesen nannte man gewöhnlich, nach einem der Stifter, Dreyers Club. Nach Endigung des Concerts wurden Erfrischungen herumgetragen. Kaum hatte ich ein Glas Punsch in die Hand bekommen, so geht mir ein freundlicher Mann entgegen. Ich erkenne gleich, daß es Rahbek ist; er hatte einmal in der Schule eine Rede gehalten; sein witziger, geistreicher Zuschauer war meine wöchentliche Lectüre, wie seine Minerva meine monatliche. Seine Lieder und Erzählungen hatten mir viele Freude gemacht. Er war sehr geachtet, und hatte einen großen Einfluß auf den Geschmack und auf die öffentliche Meinung. Er kommt mir also lächelnd entgegen, fragt: „Ist das nicht Oehlenschläger?" Und als ich mit ja antworte, sagt er: „Nun, dann wollen wir Brüderschaft trinken!" Ich, der achtzehnjährige Jüngling mit „den verborgnen Talenten" — staunte über diese Ehre, und hätte beinahe das Glas fallen lassen, als er wirklich gleich, mitten im großen Kreise, Ernst daraus machte.

Nachher erfuhr ich, daß es seine Gewohnheit war, gleich

Brüderschaft mit den Menschen zu trinken, die er gut leiden mochte, weil ihm das fremde Sie unangenehm und frostig im Gespräche schien.

Doch blieb es bei Rahbek nicht bei der bloßen Ceremonie, er behandelte mich wirklich nachher wie ein älterer Bruder, und lud mich zu sich ein auf sein schönes Hügelhaus in der Friedrichsberger Gegend; seine geistreiche, witzige Frau, ein Fräulein Heger, die er eben geheirathet hatte, war eben so freundlich. So ward das Hügelhaus bald mein liebster Aufenthalt, und die geistreichen Gespräche Rahbeks und seiner Frau trugen viel zu meiner Bildung bei, wie es mich denn auch freute, wenn er mir etwas von Ewald und Wessel erzählte, oder von seiner Reise in Deutschland, wo er ein Jugendfreund Schillers und Ifflands und ein Schooskind Schröders gewesen war.

Aber auch in dem Hause, wo ich wohnte, machte ich sehr wichtige Bekanntschaften. Mein Vater hatte mir Kost und Logie bei einer reichen Wittwe, einer Madame Möller, verschafft, die eine sehr einbringende Färberei nach dem Tode ihres Mannes mit Ordnung und Fleiß trieb. An ihrem Tische traf ich gleich zwei junge Neffen, die frisch aus der Provinz (von Langeland) angekommen waren, um in Kopenhagen zu studiren. Sie hatten schon ihre Examina genommen, der eine war Jurist, der andere wollte Physiker sein. Sie waren gleich sehr offen gegen mich; in diesen Lebensjahren schließt sich eine Freundschaft leicht, und wir waren schon Freunde, als ich noch nicht recht ihren Namen wußte; denn ich erinnere mich deutlich, daß ich in mein Tagebuch schrieb: „Heute machte ich der jungen N. N. Bekanntschaft. Das sind zwei excellente Menschen, und wir werden gewiß Freunde werden."

Den Tag darauf frug ich nach ihrem Nahmen wieder, und hörte dann recht deutlich, daß sie Oersted hießen.

Wir waren seitdem in sieben Jahren tägliche Tischgenossen, und wie die Freundschaft sich noch auf doppelte Weise verknüpfte, werden wir später hören.

Die Oerstede wohnten auf Ehlersens Collegium und studirten mit großem Fleiße. Anders Sandöe Oersted war besonders der Philosophie ergeben, und hatte schon in seinem neunzehnten Jahre Kants und Fichte's Schriften mit großer Gründlichkeit studirt. Das hatte auch zum Theil der Bruder, Johann Christian, doch war er zugleich der Poesie ergeben, und wir theilten einander einige unserer ersten Versuche mit. Die Oerstede lebten sonst mit Niemandem, gingen im Winter in großen Surtouts einher, die ihnen beinahe wie Schlafröcke bis zu den Fersen herunter reichten. Um nun nicht in die Oberröcke zu treten und zu fallen, klammerten sie sich im Gehen fest und lehnten sich an einander, so daß sie beinahe wie ein zusammengewachsenes Zwillingspaar aussahen. Aber für alle Studenten, die sie kannten, glänzten sie wie Dioscuren, und auch ältere Gelehrte ahnten bald, was in ihnen wohnte. Und lange blieb es nicht verborgen. Durch academische Preisabhandlungen und gewonnene Goldmedaillen zeigten sich bald die Früchte ihres Geistes und ihres Fleißes.

Wenn ich nun die Oerstede auf Ehlersens Collegium besuchte, und oft ganz allein in der Bibliothek stand, so ward mir wunderlich zu Muthe. Es war mir, als ob mich die alten und neuen Bücher, in Pergament und in glänzenden Bänden, ernst und wehmüthig betrachteten, als ob sie mich fragten: „Warum hast du uns verlassen?" — „Ach!" dachte ich dann, „was soll aus dir werden?" — Zum Schauspielerstande hatte ich schon gar keine Lust

mehr. Das eitle, vorlaute Wesen des unwissenden, ungebildeten Haufens eckelte mich an. Der Umgang mit einigen jüngern Leichtsinnigen aus der Gesellschaft hätte mich doch leicht verderben können. Die großen Talente ehrte ich immer noch, aber die konnte ich ja eben so gut aus der Ferne bewundern. Die Abhängigkeit drückte mich, und das doch nicht ganz verschwundene Vorurtheil gegen den Stand ärgerte mich. — So traf mich Johann Christian Oersted und flößte mir Muth ein. Er rieth mir die Bühne gleich wieder zu verlassen, das lateinisch-juridische Vorbereitungsexamen zu machen, Jura zu studiren und Advocat zu werden. Dann brauchte ich kein Griechisch; und Anders Sandöe Oersted wollte mich manuduciren. — Ich war wieder wie im Himmel, ich sprach mit meinem Vater, er ließ mir, wie gewöhnlich, meinen Willen; ich schrieb ein Paar spröde Zeilen an die Theaterdirection, die sich, wie es meiner jugendlichen Eitelkeit dünkte, gar zu wenig um mich bekümmert hatte, und eine Woche darauf hatte ich meinen Abschied. —

Siebentes Kapitel.

Der Studiosus Juris.

Jetzt fing ich wieder im neunzehnten Jahre ziemlich fleißig zu studiren an, das will sagen, Latein zu lernen, und zu schreiben; das Uebrige, was ich zum Vorbereitungsexamen brauchte, wußte ich schon so ziemlich, nur mußte ich noch Risbrighs Logik lernen, welches mich etwas langweilte, und ich konnte nicht begreifen, warum man, um klar und ordentlich zu denken, sich in solchen steifen und wunderlichen Formen einschnallen müßte. Indeß war der alte Risbrigh ein gelehrter, trefflicher Mann; und ich zweifle nicht, daß der Fehler an meiner Jugend gelegen habe, daß ich keinen Geschmack an seiner Logik fand. Das einzige, was ich noch von dieser Logik weiß, und nie vergessen werde, ist folgender sehr gesunder, richtiger Gedanke, der jedem Richter und besonders Kunstrichter an's Herz gelegt werden sollte:

„Um kein unrichtiges Urtheil zu fällen, muß man oft sein Judicium suspendiren."

Anmerkung.

„Um nicht immer sein Judicium zu suspendiren, muß man „Primo sich einen Vorrath von Kenntnissen erwerben; Se„cundo Klarheit in diesen."

Ich hörte keine Vorlesungen bei den Professoren, und doch ging es mit dem Examen recht gut, nur wurde ich nicht ausgezeichnet, was ich gehofft hatte, weil ich mehr angab und konnte, als zu diesem Examen gebräuchlich war.

Jetzt freute es mich sehr, den Horaz kennen zu lernen. Von Virgil hatte ich schon die Hälfte des ersten Buches der Aeneide in schlechten Hexametern übersetzt. Ich erneuerte des Secretairs Sanders (Niels Ebbesens Verfasser) Bekanntschaft; in der Schule hatte er mich ein halbes Jahr Deutsch gelehrt. Ich las ihm diese Uebersetzung vor, die er recht artig fand. Sander war ein kleiner, kränklicher Mann, ein guter Kopf, von den besten deutschen Schriftstellern gebildet. Er war in Deutschland Erzieher mit Basedow gewesen, und hatte mehrere schon vergessene Romane in deutscher Sprache geschrieben. Als Hauslehrer des Grafen Reventlau war er nach Dänemark gekommen, hatte sich auf die dänische Sprache mit vielem Erfolg gelegt, und endlich Niels Ebbesen geschrieben, welches Trauerspiel ein außerordentliches Glück machte, so daß Sander jetzt mit zu den größten dänischen Dichtern gerechnet wurde. Kann man es dem kränklichen Manne verdenken, daß er überschnappte, und nachher einen vorherigen Schüler mit bitterm Hasse verfolgte, der ihn, wie er glaubte, mit Unrecht verdunkelte? — So lange ich Sandern meine dramatischen Versuche vorlas, und sie von ihm geduldig cassiren ließ, hörte er mir mit freundlicher Anfmerksamkeit zu, und hegte von mir die beste Hoffnung. Wie ich aber anfing selbstständig zu wirken, war es vorbei, und er fand, daß an mir Hopfen und Malz verloren sei.

Ich muß ihm zum Ruhme nachsagen, daß er mir sehr richtige Anmerkungen machte, wenn ich ihm meine unreifen Jugendver-

suche mittheilte; auch verdanke ich ihm Goethens Bekanntschaft. In meinem neunzehnten Jahre hatte ich — unbegreiflicher Weise — noch nichts von diesem großen Genius gelesen. Man hatte nur immer von Goethen gesprochen, als von einem überspannten Schwärmer, der junge Leute dazu verführen wollte, sich selbst eine Kugel vor den Kopf zu schießen. Die Uebersetzung der Leiden des jungen Werthers war verboten worden. So glaubte ich lange, daß Goethe ein unmoralischer Schriftsteller sei, dessen Werke jungen Leuten zu lesen nicht gezieme. — Auch Sander sprach von Goethen mit einer Art von Schauder, als von einem Manne mit wilden, stolzen Leidenschaften, der sein schönes Genie gemisbraucht habe; doch könne man ihm Genie nicht absprechen, vielmehr müsse man gestehen, daß er solches in einer ungewöhnlichen Portion besäße. Sander lieh mir von seinen Werken, mit ängstlicher Vorsicht, als wenn es Pulver und Pistolen, oder giftige Arzeneien gewesen wären, die aber so leicht schaden als nutzen könnten; und mit großer Neugierde trug ich Werthers Leiden und Götz von Berlichingen nach Hause.

Von Schiller hatte ich schon die früheren Schriften gelesen. Ich erinnere mich noch deutlich, daß die Räuber einen starken Eindruck auf mich machten; besonders Karl Moors liebenswürdige Schwärmerei und edle Schwermuth, mitten im Kreise der herrlich geschilderten Vagabunden; wo die schönen Reste einer edlen Natur im derben Schweizer einen so starken Gegensatz zu dem niederträchtigen Spiegelberg machten, in welchem ich einige Aehnlichkeit mit einem alten Jugendbekannten, dem französischen Cartouche, zu finden glaubte. Das Abentheuer Rollers, wie er im Armensünderhemde mit dem Stricke um den Hals vom Galgen kommt, ergötzte mich sehr; Carls unglückliche Liebe rührte

mich, und in der letzten Scene, wo er hingehet und sich selbst der Gerechtigkeit überliefert, war ich ganz mit ihm versöhnt und fühlte ein inniges Mitleiden mit dem schönen, unglücklichen Jüngling.

Von den Eindrücken des Fiesco und der Kabale und Liebe weiß ich mir jetzt nicht mehr genaue Rechenschaft zu geben. Ein Bild italienischer Ueppigkeit und Leidenschaft ist mir gewiß in Fiesco aufgegangen; in Kabale und Liebe schien mir mein alter Bekannter Iffland auf Cothurnen wieder aufzutreten. Don Carlos hatte ich mit großer Ehrfurcht gelesen. Den Marquis Posa liebte ich, weil er liebenswürdig ist. Das Unhistorische seines Charakters merkte ich noch nicht. Das herrliche Portrait Philipp's des Zweiten machte mich schaudern; ich erstarrte, wie Eis, vor seiner kleinlichen Größe. — Wie sehr mir der Geisterseher behagte, erinnere ich mich noch sehr deutlich. Ich fühlte tief das Wunderbare darin, welches nicht in den Wundern besteht — (denn das ahnet man gleich, daß sie Betrügereien sind), sondern in den Schilderungen der Menschenseelen, in denen, wie Lessing sagt: „der Saame zum Wunderglauben liegt." Doch tantalisirte mich das schöne Buch, weil es nur ein Fragment war. Es war mir noch nicht klar, daß es nur ein Fragment sein könne; und daß die Dissonanz nicht aufgelößt werden dürfe, wenn das Geheimniß, hier wie in der ewigen Natur, ein Geheimniß verbleiben sollte.

Jetzt las ich Goethes Götz von Berlichingen mit demselben Genuß, als ich in meiner Kindheit meine Lieblingsbücher gelesen hatte. Das will sagen: ich merkte gar nicht, daß ich las, und daß es Poesie war. Es war die Begebenheit selbst, die ich erlebte. Ich war nach Deutschland zu den Zeiten des Faustrechts hinversetzt, und sah da das große Bild eines Ritters, der das

treuste, edelste Herz und den liebenswürdigsten Charakter zeigt, ohne sich doch ganz von den Vorurtheilen und üblen Gewohnheiten seiner Zeit losreißen zu können, deren Opfer er wird. Allein das macht ihn eben im höchsten Grade poetisch. Ich folgte Goethens Geiste, wie der treue Knappe Georg seinem Herrn in die Schlacht, ich kroch in den großen Dichterharnisch, und obschon ich ihn noch nicht ausfüllen konnte, so ermuthigten mich Götzens Worte: „Die kommenden Zeiten brauchen auch Männer!" Ich tröstete mit Götz den armen Mönch. Ich besuchte den Bischof von Bamberg, und trank noch besser als seine Gesellschaft; denn sie bekamen nur guten Rheinwein; ich aber trank den herrlichsten Dichterwein. Ich hörte Liebe traut tändeln, während Goethe ernst dichtete. Ich verliebte mich, wie Franz, in die schöne, stolze, sinnliche Adelheid. Ich beklagte, daß er nicht, wie ich, Götzens Georg zum Freunde gehabt; denn der würde ihm gewiß von dem Schurkenstreich abgerathen haben. Ich bewunderte den feinen, schwankenden, vornehmen Ultra, den Weislingen, ich haßte ihn; allein als der Tod seine kalten Scheitel berührte, da war ich mit ihm versöhnt, und es freute mich, als Maria ihn noch in der Todesstunde besuchte. Bei Götz auf der Burg war ich zu Hause, wie bei meinen Aeltern auf Friedrichsberg. Ich freute mich, daß es nicht vornehmer da zuging; daß der Ritter so patriarchalisch und idyllisch, wie Abraham unter seinen Hausleuten saß. Die letzte Flasche, und der letzte Tropfen — und „es lebe die Freiheit!" füllten meine Augen mit Thränen, und meine junge Brust mit großen Ahnungen. — Ich habe schon erzählt, daß ich mitunter den Bleideckern aufs Dach gefolgt war, also war es mir ein Leichtes, dem Georg zu helfen, die bleierne Rinne vom Dache herunter zu holen. Zwar hielt ich's mit den Bürgern; allein Bürgerdummheit war mir

immer eben so verhaßt wie Adelsdummheit, und es freute mich, als Götz mit der eisernen Hand die Philister von Zahnweh, Kopfweh und allem möglichen Weh curiren wollte. Wie gern streifte ich im Walde mit den Zigeunern. Ihre wilde Wirthschaft hatte noch etwas Tröstliches, in ihrem Staate ging es doch toller her, als im heiligen römischen Reiche zu jenen Zeiten. Mitten im Wirrwarr, und während der mannigfaltigen Verbrechen, rief die Stimme des heiligen Gerichts, wie grandiose Posaunentöne am jüngsten Gericht; da hörte ich wieder Voglers Orgel. Und im kleinen Klostergarten sah ich des sterbenden Helden unsterbliche Seele, wie einen schönen Vogel, aus den Bäumen sich in die Wolken verlieren.

Und dieses Meisterstück, dieses Produkt des herrlichsten Dichtergeistes hörte ich nachher heruntersetzen, weil es keinen Zusammenhang hätte. Ach ihr Philister! Ihr zusammenhängenden Menschen! nie werdet ihr klug, nie werdet ihr lernen, den Kern der Schaale vorzuziehen. Wie kalte Chinesen imponirt euch immer die äußere Form. Ein zusammenhängendes Schaffott, wo ein tragischer Verbrecher hingerichtet wird, kann euch jeder poetische Tischler machen; — doch — solch einen Straßburger Münster bauen — —

Werthers Leiden freuten mich eben so sehr, wie Götz von Berlichingen; und so höchst verschieden, wie auch die Werke waren, fand ich doch in beiden eine gewisse Aehnlichkeit. Dort eine schöne Darstellung der politischen Zerrissenheit, wo ein edler Geist mitten in den wilden Begebenheiten wirkt, und zuletzt den Umständen unterliegt; hier eine eben so herrliche Schilderung der Zerrissenheit der Seele; wo ein edles Gefühl mitten in den wilden Leidenschaften sich äußert, und auch zuletzt durch unglückliche Um-

stände zu Grunde geht. Das Buch rührte mich sehr, betrübte mich aber nicht, denn es schilderte ja nur — wie alle gute tragische Bilder — das Schöne des Unglücks. Zu diesen herrlichen, wechselnden Gefühlen, Ansichten der Natur, großen Ideen, Begeisterungen; auch zu diesen meisterhaft geschilderten, belehrenden Irrungen des Geistes, war Werthers Unglück eben so nothwendig, wie die Fluth, um das Mühlrad herumzutreiben, wie die Sonneverbergenden Wolken, um das schöne Licht und Schattenspiel der Morgen- und Abendröthe hervorzubringen.

Ich fühle wohl, indem ich diese und ähnliche Gedanken äußere, daß ich die reifere Anschauung des Mannes mit dem Gefühlgenusse des Jünglings etwas vermische. Wer kann es anders? Und deshalb hat wohl auch Goethe seine Erinnerungen Wahrheit und Dichtung genannt. Er hat gewiß aber nicht damit gemeint, daß man etwas von beiden in seinem Buche finden würde; sondern nur, daß beides in beiden sei, so daß die Dichtung immer eben so wahr, wie die Wahrheit zur Dichtung gebildet sei.

Ich bin mir vollends bewußt, daß ich als Mann keinen Gedanken gehabt, der bei mir als Kind nicht schon wie ein Traum in der Knospe schlummerte. Und noch kann ich wie ein Kind, wie ein Jüngling genießen, mich an schönen Einzelnheiten freuen, und mich in einer Darstellung so illudiren, daß ich darüber Kunst und Reflexion ganz vergesse. Wer das nicht länger kann, hat verloren, und durch seine Bildung, seine philosophische Erkenntniß nichts gewonnen. Denn wir sollen vom Baume der Erkenntniß essen, ohne aus dem Paradiese verjagt zu werden; wir sollen wieder, wann wir wollen, zum Lebensbaume zurückkehren können; sonst hat unser Hochmuth gesündigt, und wir erkennen zuletzt nichts, als unsere eigne Nacktheit.

Die ästhetische Roseneſſenz, von unzähligen Blumen herausgepreßt, iſt ſtark und riecht gut — oft beinahe gar zu gut — nach Roſen! — Roſen ſind aber die kräftige Eſſenz nicht mehr; und Wer, (der Eſſenzverkäufer ausgenommen) liebt doch nicht mehr die einzelne poetiſche Roſe, wenn ſie wieder blüht, die nicht ſo ſtark, aber ſüßer, himmliſcher duftet!

O wie gern, Werther, kehre ich zurück zu deinen ländlichen Schwärmereien, wie du mit den kleinen Kindern ſprichſt, im hohen Graſe liegſt, mit der ſchönen Lotte Zählens ſpielſt, während dein Schickſal draußen donnert und warnt. Tag für Tag lebe ich mehr mit dir, und erſchöpfe mich in Herzensergießungen über Natur und Liebe; und ſehe den ſchönen Frühling, den warmen, homeriſchen Sommer in welken Herbſt ſich verwandeln, wo Oſſian ſtürmt, und erſcheint wie ein bleicher Mond in Trauerwolken, bis der weiße Schnee deinen kleinen Hügel deckt. Ach dein Unglück war nicht groß, du ſtarbſt im ſchönen Rauſche der Liebe, wo der Menſch ſo ganz die Eigenliebe vergißt, daß ihm ſogar der ſonſt ſo grauſe Tod reizend und ſüß wird. Aber Lotten beklage ich mehr, die den langen, freudenloſen Weg mit dem kalten Albert gehen mußte, den ſie nicht liebte; und wo nur Pflichten, wie blätterloſe Bäume am Wege gepflanzt, keinen Schatten gewährten.

Die Philiſter klagen darüber, daß Werthers Leiden einige ſchwärmeriſche Jünglinge zum Selbſtmorde verführt haben. Und deshalb ſollte Goethe das Buch nicht geſchrieben haben? — So ſollte man auch keinen Brunnen graben, weil unvorſichtige Knaben zuweilen hinunterfallen. In Werthers Leiden iſt eine wahre Lebensquelle, und wie viele Geiſtesdurſtige haben nicht aus dieſer ſchönen Quelle einen Labetrunk geſchöpft?

Wollte die Seichtheit doch mitunter daran denken, wie viele langsame Selbstmorde prosaischer Egoismus, kleinlicher Eigennutz und vorsichtige, feige Schlauheit hervorbringen! Sie verhalten sich zu dem Selbstmorde einer überspannten, idealischen Begeisterung, wie Tausend zu Einem. —

Zu dieser Zeit, wie ich mich eben recht darnach sehnte, einen wahren Dichter kennen zu lernen, traf es sich, daß Baggesen wegreisen wollte, um, wie man meinte, im Auslande zu verbleiben. Ich hatte seine komischen Erzählungen, seine Jugendarbeiten und sein Labyrinth mit großer Freude oft gelesen. Die wunderliche Mischung von Witz und Gefühl, von Begeisterung und Spott, von Vielseitigkeit und starkhervortretender Persönlichkeit erinnerte mich etwas an Jean Paul, obschon ich freilich bald in Baggesens graziösen Plaisanterien das große Herz und die Tiefe jenes unsterblichen Geistes vermißte. Dann konnte er aber wieder so allerliebst hübsche, fließende Verse machen! Auch seine Lebensgeschichte: daß er als armer Knabe auf dem Lande in der lateinischen Schule so viel hatte ausstehen müssen, rührte mich. Trotz Armuth und Krankheit war er immer lustig geblieben, nur Liebe konnte ihn wehmüthig und betrübt machen.

Eine ritterliche Verehrung und Anbetung des schönen Geschlechts, eine starke Begeisterung für die erhabene Natur zeichnete ihn vor andern Komikern aus. Daß er nicht den gesunden Menschensinn eines Holbergs oder Wessels hatte; daß er zwar brillanter in seiner Satire war, aber weniger solid und wahr; daß seine Begeisterung sich oft in Schwulst verlor, konnte ich noch nicht so recht merken. Ich liebte diesen Proteus.

„Siehe, zuerst erschien er ein bärtiger Leu des Gebirges,
Wieder darauf ein Pardel, ein Drach' und ein mächtiges Waldschwein;
Floß dann in Wasser dahin, und sproßt' als Baum in die Lüfte."

Ich wollte ihn gern greifen, und recht persönlich in der Nähe betrachten, bevor er wieder in's Wasser hinaus plumpte, und vielleicht für immer die Insel verließ.

Auf der Bühne hatte ich ihn freilich als administrirenden Direktor, im großen gelben Surtout oft gesehen. Da lief er aber unstät umher, wie in Meeresnoth ein Schiffer auf dem Verdeck, der die Schiffahrt nicht recht versteht, und sich Alles von den Nächstkommandirenden sagen lassen muß. Da war er mir auch zu vornehm; der Abstand zwischen uns war zu groß; und ich wagte mich nicht ihm zu nahen.

Alles, was ich mich von seiner Administration erinnere, ist, daß meine Augen mitunter, wenn er vorbei ging, auf das Merkmal eines Plätteisens hinten in seinem Surtout fiel; woraus ich sah, daß man einmal in der Geschwindigkeit den Surtout statt eines Streichtuches gebraucht habe. Auch weiß ich noch, wie eine Schauspielerin, die nicht viel Talent besaß, die aber immer sehr häuslich mit Zwirn und Nähnadeln versehen war, ihn im Fluge hemmte, um einen Riß hinten im Surtout wieder zusammen zu nähen; wobei er sich sehr höflich, zugleich aber etwas verlegen geberdete.

Jetzt wollte er wegreisen, uns vielleicht auf ewig verlassen; er hatte geäußert, er wolle künftig nicht mehr dänisch, sondern nur deutsch dichten. Alles das betrübte uns, seine jungen Verehrer, sehr. Es war, so zu sagen, der künstliche oder bürgerliche Tod eines schönen Geistes, den wir zu betrauern hatten.

Johann Christian Oersted und ich faßten in diesem Gefühle

den Entschluß, ein Fest bei seiner Abreise in Dreyers Club zu bereiten. Wir ließen ein Einladungsschreiben herumgehen; und obschon Baggesen schon damals unter ältern Männern von Gewicht viele Gegner hatte, die grade heraus sagten, daß er es nicht verdiene, so setzten wir es doch durch. Er ward in den Club zu einem Abendmahle eingeladen, wo ein Abschiedslied, von mir verfaßt, gesungen wurde, das die Gesellschaft für ihn begeisterte, und welches er mir, von seinen Thränen durchnäßt, zurückgab, indem er mich umarmte, küßte, und mir „die dänische Leier vermachte," die er ferner nicht mehr zu schlagen dachte. — Einige Tage darauf reiste er ab, und ich versprach die Correktur seiner dänischen Gedichte zu besorgen, die gesammelt herausgegeben werden sollten.

So machte ich die Bekanntschaft eines Mannes, der nachher, ohne Grund, mein bitterster Feind wurde.

Achtes Kapitel.

Verlust und Gewinn.

Indeß kränkelte meine Mutter mehr und mehr, und nahete sich dem Grabe. Sie hatte immer an meinem Schicksal herzlichen Theil genommen; sie hatte mir nicht nur das Leben geschenkt, sondern durch Raschheit und mütterliche Pflege in Kinderkrankheiten mehrmals das Leben gerettet. Sie liebte mich sehr, und ich sah ihr sehr ähnlich. Das Gefühl der Wehmuth und den Ernst verdanke ich ihr; so wie ich meinem Vater Gesundheit und Heiterkeit verdanke. Imagination und Feuer hatten sie beide; er mehr zum Lustigen. Das Tragische habe ich von meiner Mutter geerbt. — Und doch sollte sie gar keine Früchte meiner Musa sehen, und sich daran erfreuen. Gar kein Lorbeerblatt sollte ich ihr bringen, und mit ihr theilen! Nur auf ihr Grab konnte ich es legen. O wie würde sie das gefreut haben, wenn sie eine Ahnung davon gehabt hätte, daß etwas mehr als ganz Gewöhnliches aus ihrem Sohne werden solle. Allein, das hatte sie doch! Meine ersten, schwachen Jugendversuche theilte ich ihr mit, und sie freute sich darüber.

Den Abend, als ich zum ersten Male die Bühne betreten sollte, war mein Vater im Schauspiel. Meine Mutter und Schwester blieben zu Hause. Im kalten, dunkeln Winterabend, im Augenblicke als das Stück anfangen sollte, konnte meine Mutter nicht vor Unruhe in der Stube bleiben; sie ging hinaus in den Bogengang, der den Hof umschließt, weinte, und betete zu Gott für mich. So traf sie des Wächters Frau, die ihre Gemüthsbewegung ganz misverstand. „Ach Madam," sagte sie, „weinen Sie nicht so sehr! Er kann sich ja noch bekehren!"

Von dieser Bekehrung, die die gute Wächterin als Prophetin gewahrsagt hatte, war meine Mutter noch Zeuge, und obschon sie gar nichts gegen meinen ersten Vorsatz gehabt hatte, freute sie doch der geänderte Lebensplan, weil sie fühlte, daß mein schüchternes, reizbares Wesen Freiheit und Ruhe bedürfe, um gedeihen und wirken zu können.

So sah ich sie denn dahin sinken, nachdem sie einen liebevollen Aschied von uns allen genommen. Ich sah ihre Augen, die den meinigen so ähnlich waren, nach und nach erlöschen, und den Blick die Bewußtheit verlieren. Die Hände, die mich so oft getragen und gepflegt hatten, sah ich zum letzten male, mit nichts mehr beschäftigt, in dem gewöhnlichen Todesspiele auf dem Bettlaken. Und so schlief sie ein; mein Vater drückte ihr die Augen zu — und nun ruht sie auf dem Friedrichsberger Kirchhofe, wo mein Vater und meine Schwester ihr gefolgt sind, und wo ich auch einmal zu ruhen wünsche.

Vergieb, lieber Leser! wenn ich dich ein wenig betrübt habe! Wer einem Menschen durchs Leben folgen will, muß Freuden und Kummer mit ihm theilen. Ich werde dich jetzt wieder aus dem Schatten in Sonnenschein führen.

Gleich nach dem Tode meiner Mutter machte ich auf dem Hügelhause die Bekanntschaft der Schwester der Professorin Rahbek, der Tochter des Justizraths, nachherigen Etats- und Conferenzraths Hegers, Christiane Georgine Elisabeth, ein schönes Mädchen von siebzehn Jahren, voll und kräftig, mit großen, blauen Augen, schneeweißem Teint, Rosenwangen, und mit einem Haarwuchse, dessen Gleichen ich sonst nie gesehen habe; denn wenn sie die langen, blonden Aschenhaare niederfallen ließ, konnte sie sich ganz darin verbergen. Sie war gebildet und witzig wie die Schwester. Das erstemal, als ich sie sah, band sie einen Kranz von Kornblumen, blau wie ihre Augen. Ich besitze den Kranz noch, und die abgefallenen Blätter sind noch blau.

Wie gern ich jetzt nach dem Hügelhause ging, läßt sich denken. Nach einem schönen Spaziergange traf ich da einen humoristischen Dichter, eine lustige, witzige Freundinn, seltne Gastfreiheit, und meistens ein schönes Mädchen, das sehr fleißig bei ihrer Handarbeit saß; in deren Augen aber, wenn sie das Gesicht bei meinem Hineintreten vom Nähzeuge erhob, ich ein gewisses Vergnügen zu lesen glaubte.

Nun ging es denn bei lustigen Gesprächen und Erzählungen, bei gutem Essen und gutem Weine, ganz vortrefflich. Die Rahbek hatte eine eigne Art sich Anhänger und Bewunderer zu verschaffen. Sie foppte sie unaufhörlich, merkte ihnen ihre Eigenheiten und Drolligkeiten ab, hatte sie auf die reizendste Weise deswegen zum Besten, stellte ihnen mit unendlichem Witze ihre Persönlichkeiten dar; (denn wie alle die Heger hatte sie ein großes Talent andrer Menschen Stimmen und Manieren nachzuahmen,) gab ihnen Spitznahmen; und kein Mensch wurde von ihr bei seinem rechten, christlichen Namen genannt. So nannte sie mich

den Adagiospieler, weil ich mit einem gewissen Adagiospieler Aehnlichkeit haben sollte. Ihre Schwester nannte sie Atair, weil sie einmal diesen Stern genannt hatte, und die Rahbek fand: es wäre zu viel Astronomie für ein Frauenzimmer. Rahbek selbst, der etwas Diogenisches in seiner Art hatte, mußte mit unzähligen Nahmen vorlieb nehmen. Meine Schwester hieß: „Oder so etwas!" weil sie oft im lebhaften Gespräche diese Worte wiederholte. Mein Vater hieß Polecum, weil er mit seiner weichen und hurtigen Zunge meistens Polecum statt Publicum sagte.

Auch Fremde wurden von dieser Anabaptistin umgetauft; und da konnte wohl verdienterweise mitunter ein Spottnahme mit einlaufen, sonst wußte sie mit großer Anmuth und Feinheit Achtung und Schonung mit Ausgelassenheit zu verbinden; so daß Jeder wünschte von ihr einen Spitznahmen zu bekommen. Weil nun alle diese Benennungen einen historischen oder allegorischen Grund hatten, so bildete sich nach und nach auf dem Hügelhause unter uns eine Art von Mythologie, in der man bewandert sein mußte, um die Kunstwerke der Laune und des Witzes recht begreifen zu können. Ein Neuling würde kein Wort von unsern Redensarten verstanden haben.

Begleitete ich nun Christiane nach einem solchen lustigen Abend im schönen Mond- oder Sternenschein nach der Stadt; so verstummte plötzlich die Lustigkeit; ich war einsylbig und verlegen, ganz ernst, und sie auch. Meistens gingen wir schweigend Arm in Arm in unsern eigenen Gedanken. Endlich gab die Liebe mir Muth, die mir so oft den Muth benommen hatte, ich rückte stotternd mit einer Liebeserklärung heraus — sie verstand meine

Aphorismen ganz wohl — und obschon sie mir nicht gleich entgegen kam, entließ sie mich doch ohne Verzweifelung.

Bald erlaubte sie mir, mit ihrem Vater zu sprechen. Ich kannte ihn noch nicht. Es war ein merkwürdiger Mann. Er war Wittwer, und bewohnte mit der Tochter das unterste Stockwerk seines großen Hauses, wobei ein schöner Garten. Er war vor dem Bombardement sehr wohlhabend. Sein Vater hatte ihm noch eine vormals sehr einbringende Brauerei hinterlassen; und der Sohn, der studirt hatte, Jurist und Richter im Landesobergerichte war, konnte doch leicht auch, mit wenig Mühe, diesem Geschäfte die nöthige Aufmerksamkeit widmen, weil er zu allen mechanischen Beschäftigungen und Künsten ein entschiedenes Talent besaß. Weil er nun wohlhabend war, so trieb er viele Künste zu seinem eigenen Vergnügen, und obschon er es natürlicherweise nicht in allen zur Meisterschaft bringen konnte, so brachte er es doch in vielen Dingen zum Erstaunen weit.

So hatte er, nach seinem eigenen Plane, sein neues schönes Haus gebaut, und noch dazu die Zeichnung zu einem andern großen Hause gemacht, das in Kopenhagen steht. Er war ein recht guter Schmidt, ein guter Tischler und Drechsler. Auf die Gärtnerkunst hatte er sich vorzüglich gelegt, und wetteiferte mit seinem Freunde, einem königlichen Gärtner, wer die ersten und besten Erdbeere haben könnte. Er zeichnete selbst recht gut, und beschäftigte einige junge Mahler in seinem neuen Hause mit Decorationsmalereien. Auch Thorwaldsen brachte ein Paar Jahre die Abende oft bei ihm zu, und zeichnete mit Bleistift lustige Bilder für Margaretha (die Rahbek) und für Christiane, die noch klein war. Schulz war Hegers Freund gewesen, von ihm hatte er etwas von der Composition gelernt; er setzte selbst artige

Singweisen, und spielte sie auf dem Clavecin. Sehr gern saß er so in seiner Einsamkeit und phantasirte recht geistreich. Dann hatte er sich noch besonders auf die Optik gelegt; er schliff Gläser zu großen Fernröhren; machte die Papparbeit dazu, und schrieb ein kleines Buch in französischer Sprache über die Optik. Mit Papparbeiten wußte er besonders fein umzugehen; er verfertigte die schönsten Schachteln, sehr dauerhaft, mit hübschen, selbstgemalten Landschaften, und einem trefflichen Lakfirnis überzogen. Seine Papparbeiten waren berühmt, er war sehr freigebig damit, und seine Tochter, die Rahbek, lernte ihm die Kunst und die Freigebigkeit ab. Auch ein eifriger Feuerwerker war er gewesen, und hatte Raketten gemacht, die höher als alle andre steigen konnten. Weil er aber einmal auf dem See das Misgeschick hatte, daß ein Rakett in eine Scheune fiel, wodurch ein wenig Ungemach entstand, verlor er die Lust, ferner ein Feuerwerker zu sein. Er liebte die italienische Sprache, und wußte immer viel vom schönen Gesang Alsanis und anderer Virtuosen, die unter Sartis Kapellmeisterschaft in ältern Zeiten auf dem Hoftheater italienische Opern aufgeführt hatten. —

Diesem geistreichen Manne näherte ich mich jetzt schüchtern und ängstlich, trug ihm meinen Wunsch vor, sagte ihm, daß ich seine Tochter liebe, und hoffe, von ihr wieder geliebt zu sein; daß ich Advokat sein wolle, und daß Oersted versprochen habe, mich in zwei Jahren fertig zu machen. Höflich und gelassen hörte er meinen Wunsch, klingelte, ließ seine Tochter holen, sagte ihr mit wenigen Worten, wovon die Rede sei, legte unsre Hände in einander, und fing drauf gleich an ruhig von andern Dingen zu sprechen, womit er mir einen großen Dienst that, und mit einem solchen Manne gab es denn Gegenstände der Rede vollauf.

Christiane hatte drei Brüder, Stephen, Karl und Peter. Die zwei ersten, Studenten, liebten in ihrer Jugend auch sehr das dramatische Wesen. Sie waren Rahbeks Schüler; und wie sehr Rahbek den Schauspielerstand liebte und schätzte, hat er häufig genug in seinen Schriften und in seiner eigenen Lebensbeschreibung gestanden. Er versicherte oft, daß ihn nichts mehr betrübt habe, als daß er kein Schauspieler hätte werden können. Weil nun Rahbek gelehrt war, in seiner Jugend Geld genug hatte, und ein Mann von seltnem Geiste war, so wirkte sein Beispiel auf viele junge Menschen. Es ward unter seiner Aufsicht ein Privattheater eingerichtet, worin sich mehrere Talente entwickelten; unter andern spielten auch Stephen und Carl Heger da. Stephen verliebte sich nachher in die schöne Schauspielerin, die Dyweke spielte; er heirathete sie, ward Schauspieler, und that sich in vielen Jahren als ein Künstler von Bildung und Geschmack hervor; obschon ihn der Schritt nachher verdroß, und er sich nie auf den Bretern wohl fühlte. Jetzt hat er sich seit mehreren Jahren von der Bühne zurückgezogen. — Es freute mich sehr, mit diesem lebendigen jungen Manne Bekanntschaft zu machen, dessen Freundlichkeit und scharfer satirischer Witz mich ergötzten.

Der Bruder Carl war stiller und sanfter, doch auch witzig, auch satirisch. Er ließ es bei den dramatischen Privatübungen bewenden, und studirte nachher Theologie; allein so gewissenhaft, daß er nicht fertig werden konnte, obschon er selbst mehreren Candidaten half, die den besten Character zum Examen erhielten; und obschon die theologischen Professoren ihn baten, sich doch um Gottes willen examiniren zu lassen; sie könnten ihn nichts mehr lehren, und er könne des besten Charakters gewiß sein. Es half alles nichts; und als der berühmte Bischof, damaliger Profess-

Dr. Münter, einmal deswegen Rahbeks besuchte, wo Carl Heger wohnte, um ihn zu überreden, verkroch er sich im Garten hinter den Bäumen vor dem Bischof, wie Adam vor dem Herr-Gotte nach dem Sündenfalle; obschon er gar nichts gesündigt hatte und vielmehr für seine Tugend belohnt werden sollte.

Dieser kunstliebende Klosterbruder, mein treuer, vieljähriger Freund, dieser „fidus Achates“ ist jetzt Bibliothekar bei seiner königlichen Hohheit dem Prinzen Christian Friedrich, und hat so eine Existenz gefunden, die sich für seine stille litterärische Neigung und contemplative, bescheidene Natur am besten schickt.

Der dritte Bruder Peter war ein Seemann; stark, hübsch, behend, rasch und blühend. Er sah meiner Braut am ähnlichsten von den Brüdern. Als Knabe war er Seecadet gewesen, es war ihm aber zu still auf der Akademie, die strenge Subordination mochte er auch nicht, er nahm seinen Abschied, ging als Steuermann mehrmals nach Ost- und Westindien, und wenn er nach Hause kam, beschenkte er seine Braut, seine Schwestern und seine Freunde, lebte flott bis das Geld alle war, und dann zog er wieder in die weite Welt.

Einmal machte ich einen Lustritt mit ihm nach der Strandmühle, einer schönen Besitzung des reichen Drewsen, meiner Braut Oheim, der da eine Papierfabrik hatte. Seine schöne, junge, gebildete Frau war unsre Freundinn. Ich pflegte oft dahin auszugehen, denn obschon ich als Knabe keine größere Freude kannte, als mitunter ein Pferd zu reiten, so hatte ich doch diese Freude nur selten genossen; konnte auch nicht ordentlich reiten. Obschon nun die Seeleute im Ganzen nicht als vorzügliche Reiter angesehen werden, so tummelte Peter doch ritterlich sein Roß, und gallopirte zu wiederholten Malen dem Strande entlang. —

Ich wollte mich seinen Sticheleien nicht aussetzen, und folgte ihm gallopirend gerade in die Fersen. Weil nun aber sein Pferd mir den Sand in die Augen warf, so war für mich nichts anders zu thun, als die Augen fest zuzudrücken, und so das Pferd in Gottes Nahmen laufen und springen zu lassen, wie und wohin es wollte. Sonderbar genug kam ich davon mit heiler Haut. Peter Heger aber, als er im Hofe vor den Damen Capriolen machen wollte, hatte das Misgeschick abgeworfen zu werden, ohne doch den mindesten Schaden zu nehmen. Weil er nun auf seine außerordentliche Geschmeidigkeit und Behendigkeit ein wenig groß that, konnte ich mich des Lachens nicht enthalten. Als er nach Hause ging, ritten wir langsamer und besonnener.

Dieser blühende Jüngling starb kurz darauf in Westindien, eben wie er sein Glück da machen sollte. Das zu häufige Tanzen und Baden zog ihm ein hitziges Fieber zu, worin seine kräftige Natur erlag. Ich studirte nun ziemlich fleißig Jura; doch konnte ich nie umhin kleine Streifereien nebenbei in den ästhetischen Gefilden zu machen. Es ward im Jahre 1800 eine akademische Preismedaille ausgesetzt, für den Studenten, der am besten die Frage beantworten könnte: „Würde es unserer schönen Litteratur zum Nutzen gereichen, wenn die nordische Mythologie statt der griechischen von den Dichtern gebraucht und eingeführt würde?" Das war eben Wasser auf meine Mühle, ich hatte mich schon ziemlich viel mit der alten nordischen Litteratur und mit der Götterlehre abgegeben. Die Oerstede fanden auch, daß es hübsch wäre, wenn ich eine akademische Preismedaille gewänne; und so sattelte ich wieder mein Steckenpferd, und schrieb eine Abhandlung, worin ich den Charakter der nordischen Götterlehre, und ihre noch nicht benutzten Schönheiten bestens ins Licht zu stellen suchte.

Wäre ich der Einzige gewesen, so hätte ich auch die Prämie gewonnen, es waren aber noch zwei Andre Concurrenten, von denen der Eine der griechischen Mythologie das Wort sprach: Der alte Professor Baden meinte, daß dieser Recht habe, obschon er meiner Abhandlung ebenso viel Lob ertheilte; und so bekam ich denn das erste Accessit, und eine dritte auch sehr gelobte Abhandlung das zweite.

In spätern Jahren hat sich dieser Streit, über die Vorzüglichkeit der griechischen oder nordischen Mythologie, erneuert. Ich begreife nicht, wie man über etwas streiten kann, wovon die Wahrheit so stark in die Augen fällt. Spricht man von der vollendeten Kunstbildung beider Mythologien, so findet ja gar keine Vergleichung statt. Aber eben weil die griechische Mythologie von Dichtern und Künstlern vollendet und beinahe erschöpft ist, eben deswegen müssen Dichter und Künstler Gott danken, daß noch ein bequemer Stoff vorhanden, der bildungsfähig ist. Wenn Thorwaldsen eine Statue machen soll, nimmt er dann nicht einen noch unbehauenen Marmorblock? Und würde er nicht den Meisel sinken lassen, wenn man ihm ein schon vollendetes Bild des Phidias oder Praxiteles abzuputzen gäbe? Ist dem wahren Künstler nicht weit mehr mit einigen guten, noch ungebrauchten Motiven gedient, als mit einem Meisterstücke, das er nur höchstens nachahmen kann? Und doch wird „zu seiner Qual nie die Copie original!"

Etwas anderes ist es, wenn man nur die Mythologie als Bildersprache braucht, um lyrische Gedichte damit zu schmücken. Jede Sprache muß allgemein bekannt sein, um allgemein verstanden zu werden; jedes Dichterbild muß schöne Erinnerungen wecken, um selbst schön zu seyn. Da könnte es nur wenig helfen,

wenn man immer Thor statt Mars, Freia statt Venus, Hermod statt Mercurius sagte. Es würde nur die Ideen verwirren. Doch was das betrifft, so fängt ja schon selbst die griechisch-mythologische Bildersprache an, eine alte Mode zu werden! Auch diese Redefiguren haben frühere Dichter zur Gnüge gebraucht; und man muß sich wohl hüten, nicht einen gelernten Jargon für eine begeisterte Dichtersprache zu nehmen. Hier ist also wenig zu berücksichtigen! Daß aber nicht scandinavische Dichter des Vaterlandes alte poetische Sagen hätten brauchen sollen, worin so viel herrlicher Stoff zu schönen Dichtungen liegt, wäre ganz unverzeihlich, ganz unnatürlich, und ganz unmöglich für einen wahren Dichter gewesen, dessen Beruf es eben ist, das Eigenthümliche, Einheimische des Volks und der Vorzeit auszusprechen, und durch Kunst zu verschönern.

Neuntes Kapitel.

Kriegsbegebenheiten.

War es nun Apoll mit den neun Musen, oder Bragi mit der Harfe und Idun, unter dem Aepfelbaume sitzend, die mich immer störten, wenn ich recht fleißig Jura studiren wollte, — ich weiß es nicht! Aber gestört wurde ich; und wenn nicht unmittelbar von ihnen, so riefen sie bald Venus oder Freia, bald Mars oder Thor zu Hülfe; ja wir werden sehen, wie nachher sogar Mimer oder Minerva sich mit ihnen gegen meine Jurisprudenz tückisch verbinden. Wir hatten mit England Krieg bekommen, weil man uns nicht die bewaffnete Neutralität zugestehen wollte. Parker und Nelson wurden mit großen Flotten nach Kopenhagen gesandt. Nur ein Duzend Blockschiffe und einige Batterien vertheidigten unsre Stadt und unsre Flotte, die gar nicht gebraucht wurde. Weil auf den Blockschiffen kein andres Manöver nöthig ist, als Kanonen zu laden und abzufeuern, so brauchten wir auch keine ordentlichen Matrosen dazu, sondern nur Miethlinge, die nie vorher auf der See gewesen waren. Dagegen waren die Seeofficiere alle Helden, vom alten Seeruhme der Dänen begei-

Bayerische Staatsbibliothek München

stert, die mit gutem Humore lieber den letzten Blutstropfen aufopferten, als vor den Britten einen Schritt wichen.

Die Folgen davon waren, daß Nelsons große, herrliche Flotte ganz ruinirt wurde, und unser Duzend Blockschiffe blieben Wracks, wie sie schon vorher waren. Freilich fielen mehrere edle Helden; sie wurden aber vom Vaterlande beweint und vergöttert; denn sie hatten mit unglaublicher Bescheidenheit und Kaltblütigkeit das Unglaubliche geleistet; und Nelson, der Schrecken der europäischen Seemächte, wurde von einem kleinen Haufen Dänen an diesem Tage, dem 2. April 1801, überglänzt. Das ist Wahrheit! Das ist Thatsache! Darum achtete Napoleon vorzüglich die dänischen Seeleute, und hat stets dieser Schlacht mit achtvoller Bewunderung erwähnt.

Das Gefühl der alten Heldenehre zur See hatte sich ganz der Nation und besonders der Hauptstadt bemeistert. Alle kleinliche Laster des Friedens, der Neid, der Geiz, der Hochmuth, die Eitelkeit, die Verläumdung, der Groll, hatten sich wie feige Memmen in die Winkel verkrochen. Dagegen trat Brudersinn, Wohlwollen und gegenseitige Hülfeleistung überall hervor. Fremde Menschen, die sich vorher nie gesehen hatten, drückten einander begeistert die Hände, wenn sie sich auf der Straße begegneten. Eine unbeschreibliche Heiterkeit verbreitete sich über die Stadt. Der alte Matrosenwitz schien sich allen Einwohnern mitgetheilt zu haben, und es regnete Einfälle und Spottreden auf die Engländer herab.

Es wurden bei dieser Gelegenheit, ehe sich der Feind dem Sunde nahete, mehrere Freicorps errichtet, und so traten die Studenten auch zusammen, und bildeten unter der Anführung des Oberhofmarschall von Hauch (der auch ein berühmter Phy-

siker ist) zwei Bataillone. Der Ton der kopenhagener Studenten ist vom deutschen Studenten sehr verschieden. Unter dem großen deutschen Haufen findet sich natürlicherweise eine größere Menge trefflicher Köpfe, unter den Dänen sind verhältnißmäßig eben so gute Köpfe; sie sind im Ganzen aber gelehrter, als die deutschen, weil mehr von ihnen gefordert wird, und gebildeter, weil sie in einer großen Hauptstadt wohnen. Das Duelliren findet bei ihnen nicht statt; und doch duldet das allgemeine Ehrgefühl keine Beleidigung. Die Grobheit wird verachtet, verhöhnt, aus den Kreisen verbannt, und kann nicht gedeihen. Man könnte glauben, daß die alte, plumpe Mode durch Urbanität abgeschafft wäre; ich glaube aber, es hat einen tiefern Grund. Es liegt im Studentenwesen, das Vaterländische, Heroische der Vorzeit zu lieben und sich einigermaßen darnach zu bilden. Nun waren freilich Zweikämpfe in den ältesten heidnischen Zeiten gäng und gäbe im Norden, um das Recht zu entscheiden; weil aber Dänemark ein Inselland ist, so ist das eigentliche Handgemenge, das homerische Scharmüzeln wenig da vorgefallen, weil dazu ein festes Land vonnöthen ist. Die ehrenvollsten und besten Schlachten (freilich gab es schöne Ausnahmen) haben die Dänen zur See gewonnen. Eben so hoch also, wie deutsche Studenten das Soldatenwesen schätzen, schätzen die Dänen das Matrosenwesen; und in Seeschlachten schlägt man sich in großen, entfernten Massen, meistens mit Kanonen. So groß wie nun also der Unterschied sonsten ist zwischen Matrosen und Studenten, so stehen doch diese immer in Kopenhagen im freundlichen Verkehr. Nie zechen die Studenten bei festlichem Mahle, ohne die Gesundheit der blauen Kameraden zu trinken. Und die Matrosen sind witzig wie Studenten. Ferner: in alten Tagen waren die meisten vornehmen, dänischen Landofficiere deut-

sche Adeliche; die Seeofficiere waren aber immer Dänen, und selbst die Adelichen unter ihnen nahmen und mußten einen bürgerlichen Ton annehmen, um von den Andern geduldet zu werden. So fiel das häufige Duelliren, das spröde Wesen, auch nach und nach von selbst weg; als ein Vorurtheil der phantastischen Ritterzeit. Denn die adeliche Aeusserung, die öfter gehört ist, „daß kein Bürgerlicher die wahre Ehre fühlen könne" — das will sagen: die Don Quixotische Narrheit, um einer Kleinigkeit wegen aus gereizter Empfindlichkeit alles auf's Spiel zu setzen, ist ganz wahr, aber das gereicht gescheidten Leuten mehr zur Ehre als zur Schande. **Tempora mutantur, et nos mutamur in illis.**

Durch diese Zeitveränderung war nun auch das dänische Landmilitair volksthümlich geworden, die Officiere, gebildet und kenntnißreich, näherten sich bescheiden und achtungsvoll den Gelehrten, die vorher von ihnen verachtet wurden; und die lächerliche Trennung, die Holberg in seinen komischen Caricaturen Jakob von Tyboe und Stygotius verspottet hatte, fand gar nicht länger statt. Die Studenten ließen sich von Landofficieren in Waffenübungen gern unterrichten, und es trat ein sehr freundschaftliches Verhältniß unter ihnen ein.

Man wußte nicht, ob vielleicht die Engländer Bomben in die Stadt werfen würden. Die Studenten bekamen das ehrenvolle aber gefährliche Geschäft, wenn Bomben niederfielen, hinzulaufen, und das sprudelnde Feuerrohr herauszureißen, bevor die Bomben springen könnten. Wir lachten, verstanden uns nicht auf die Gefahr und waren guter Dinge. Bald merkte man, daß die Engländer die Stadt mit den Bomben nicht erreichen konnten; weil die Blockschiffe eine Schanze um die Stadt bildeten.

Ich stand mit mehreren Bekannten auf dem Altane der Seecadetenacademie, und sah der Schlacht zu, die grade vor unsern Augen auf Schußweite vor sich ging. Wenn zehnmal von den englischen Schiffen geschossen wurde, hörten wir es nur einmal von den Blockschiffen donnern. Oft flog eine glühende Kugel vom Quintus, einer dänischen Batterie. Wir sahen alle Augenblicke die englischen Kanonenkugeln durchs Wasser zischen, und sich matt in den Sand der Küste verlieren. Ueber unsere Häupter flogen Bomben wie Lustraketen und zerplatzten in der Luft; nur sehr wenige erreichten das Land. Alle waren wir aufs Höchste gespannt. Auf dem Altane stand auch ein israelitischer Glaubensgenoß. „Jetzt verlieren die Dänen!" sagte er einmal, als die Blockschiffe ziemlich zu brummen aufhörten. — „Halt's Maul, Jude!" rief ein dabeistehender Hitzkopf. — Damit war das Gespräch zu Ende.

Um vier Uhr war die Schlacht vorbei, und Nelson schickte einen Parlamentair ans Land, Waffenstillstand vorschlagend. Wir waren alle sehr froh, und gingen nach Hause, um am Grünendonnerstag unsern Kohl zu essen. Die Blockschiffe hatten so gedonnert, daß es den Engländern grün und blau vor den Augen geworden. Unten auf dem Platze standen viele Bürger bewaffnet. Ein kleiner, jovialischer Mann mit einer Kokarde auf dem runden Hute, mit Säbel, Patrontasche und Gewehr im Arme stand auch da und fragte mich, als ich vorbei ging, wie es abgelaufen wäre. „Ach, mein lieber Landsmann!" rief ich und schüttelte ihm eifrig die Hand! „Gott wird helfen. Unsere Brüder haben sich trefflich geschlagen!" Ich wollte noch mehr mit dem Biedermann reden, als ein Student meiner Bekanntschaft mich am Arm zupfte, mich wegzog und mir in's Ohr raunte: „Schäme dich doch zum Hen-

ker, dem Kerl auf öffentlicher Straße die Hand zu reichen! Das ist ja der Prinz Kehraus! Der Wirth eines sehr berüchtigten Hauses." — „Ich kenne ihn nicht," antwortete ich lachend; „mag er sonst sein wer er will; in diesem Augenblicke sind wir alle Dänen und alle Soldaten!" —

Wie es nun weiter gehen würde, wußte noch niemand; für's erste konnte man nichts besseres thun, als mit den Waffenübungen fortzufahren, weil doch in dieser Zeit nicht Ruhe und Muse zu friedlichen Beschäftigungen war. So organisirte sich auch das Studentencorps. Wir ließen uns schöne Uniformen machen, dunkelblaue Jäckchen mit weißen Schnüren, lichtgraue Pantalons und Halbstiefel, runde Hüte mit weißen Kokarden und schwarzen Federn.

Seine königliche Hoheit, der Kronprinz, (der jetzige König,) zeigte uns große Gewogenheit, und das Corps wurde „des Kronprinzen Leibcorps" genannt. Seit dem Jahre 1659, als die Kopenhagener Bürger und Studenten die sturmlaufenden Schweden in der Sturmstraße zurückschlugen und aus der Stadt jagten, bis die Holländer zu Hülfe kommen konnten, (wodurch das Vaterland gerettet wurde,) hat das Königshaus immer die Kopenhagener Studenten geliebt, und ihnen bei allen Gelegenheiten Achtung gezeigt.

Viele Feste wurden jetzt nach der Schlacht veranstaltet, um die noch lebenden zurückkehrenden Seehelden zu ehren. Die Gefallenen wurden unter einen großen Hügel begraben, eben wie die Helden der Vorzeit. Bei diesen Gelegenheiten schrieb ich einige meiner ersten Lieder, die Beifall fanden. Mehrere gute Lieder wurden gedichtet; aber auch eine unendliche Menge schlechte trivia-

lisirten das Schöne durch eitle Wiederholung und travestirten die Begeisterung.

Jetzt wurden auch Unterofficiere und Commandirsergeanten zu den Compagnien von den Studenten selbst gewählt. Die Officiere waren alle damals wirkliche Officiere der Armee, die den Dienst verstanden. Nur ein Paar Veteranen, die aus alter Burschenliebe sich im Studentencorps hatten aufnehmen lassen (wovon der eine Rahbek), wurden als Lieutenants á la suite angestellt.

Ich wurde gleich zum Unterofficier, Commandirsergeant und nachher zum Fahnjunker des ersten Bataillons gewählt; und weil ich noch sehr wenige Bekannte unter den Studenten hatte und übrigens kein ausgezeichneter Soldat war, so mag wohl mein kleiner litterarischer Ruf zu dieser Wahl beigetragen haben. Ich hatte in Rahbeks Zuschauer, in der Minerva und in einem Musenalmanache Gedichte drucken lassen. Eines seltsamen Ereignisses muß ich doch bei dieser Gelegenheit erwähnen.

Ich hatte Bürgers Lied vom braven Manne gelesen, es sprach mich an, und ich setzte mich gleich hin, es in dänische Verse frei zu übertragen. Als ich eben mit der Arbeit fertig bin, tritt ein Freund zu mir ins Zimmer herein. Ich frage: „Was giebt's Neues?" — „Hast Du nicht den gräßlichen Sturm gehört," sagt er, „der heute Nacht gewüthet hat?" — „Nein, ich habe die ganze Nacht ruhig geschlafen." — „Da ist gewiß viel Unglück geschehen;" — versetzte der Freund — „aber, Gottlob, auch ein Unglück durch den Heldenmuth eines wackern Seemanns verhütet worden. Die Leute draußen auf der Rhede, auf einem gestrandeten Schiffe, konnten sich nicht retten. Tausend Menschen standen an der Zollbude, keiner wagte sich aber hinaus. Nun kommt ein Kaufmann und verspricht demjenigen funfzig Ducaten, der die

Schiffbrüchichen retten würde. Ein schlichter Fischer, Lars Bagge, springt in's Boot, rettet sie mit eigner Lebensgefahr, und bittet den Kaufmann, die funfzig Ducaten dem Schiffer zu geben, der sein Schiff verloren hat, selbst will er nichts haben." — „Nein," rief ich, „das ist gar zu wundersam!" — „Wie meinst du?" — „Da liegt die ganze Geschichte schon poetisch beschrieben auf dem Tische! Ich brauche nur die Namen, einige Nebenumstände und Ortsbeschreibungen zu verändern."— Ich erzählte nun dem Freunde den Zufall und er wunderte sich mit mir. Das Gedicht ward gedruckt und machte Glück, den sonderbaren Zufall verschwieg ich aber, aus Furcht, man möchte es vielleicht nicht glauben.

Der alte Professor Med. Tode, ein sehr witziger, quthmüthiger Schriftsteller, war in dem Jahre, als ich Student wurde, **Rector Magnificus**; er hatte auch meine Lieder gelesen, und besonders hatte ihm das Gedicht auf Lars Bagge wohlgefallen. Als ich ihn nun besuchte und die zehn Thaler für meinen academischen Bürgerbrief reichen wollte, gab er mir sie freundlich zurück, mit den Worten: „Clericus clericum non decimat!" Das rührte und ermuthigte mich sehr. Das war die größte Ehre, die ich noch genossen hatte.

Es schien, daß wir von Feindes Ueberfall nichts mehr zu befürchten hatten. Unruhig waren die Zeiten aber noch, und die Waffenübungen machten einen großen Einbruch in meine nächtliche Ruhe, die ich in den Jahren, als ich noch im Wachsen war, sehr zu bedürfen glaubte. So mußten wir alle Morgen präcise um 6 Uhr im kalten Frühlinge auf dem Schloßplatze erscheinen, um das Exerciren recht zu lernen. Als Commandirsergeant mußte ich meiner Compagnie mit einem guten Beispiele vorangehn, und aus einer Liste alle Namen aufrufen. Dann war es auch

mit dem Dienste vorbei, denn wir Unterofficiere exercirten nicht mehr mit dem Gewehre, und deßhalb froren wir mehr als die Andern. Einige Schwänke, die vorfielen, und wodurch das Zwerchfell augenblicklich erschüttert wurde, konnten uns doch nicht lange warm halten; obschon einige derselben lustig genug waren.

So z. B. war in unsre Compagnie, die, wie die andern, meistens aus lauter schlanken Jünglingen bestand, ein großer, fetter Gastwirth mit hineingerathen, der sein Recht als alter Baccalaureus geltend machte, weil er lieber im Studentencorps als im Brandcorps dienen wollte, wo man ihn sonst anzubringen drohte. Es war ein witziger Kopf, mochte aber nicht, daß man auf seine Corpulenz Anspielungen machte, und er stand wie eine Art von Falstaff zwischen uns da. Der Major, der uns das Exerciren lehrte, war ein lustiger Mann, und wollte gern einen Spas mitunter haben. — Wenn er nun: „Richtet euch!" commandirt hatte, so hieß es oft nachher zum corpulenten Flügelmann: „Den Bauch herein, lieber Freund!" Jetzt zog der Flügelmann den Bauch zurück. Drauf untersuchte der Major die Kehrseite der Linie, und da hieß es denn: „Den Rücken herein lieber Freund!" — Nun ward der große Flügelmann ungehalten und rief: „Aber wie um Gotteswillen! soll ich mich denn verhalten und ziehen? Ich kann mich ja nicht in mich selbst hineinziehen und zum Theil verschwinden! Mein Körper muß ja doch den nothwendigen Cubik-Inhalt haben!" — Nun lachte die ganze Compagnie, und das war es eben, was der Major wollte. —

Spielte der Wirth nun hier den Falstaff, so sah ich mich selbst bald in einer Nachtscene als Don Quixote figuriren. Ich war eines Abends früh zu Bette gegangen, weil ich von dem wiederholten kalten Morgendienste sehr müde geworden. Wie ich

im süssesten Schlafe liege, werde ich plötzlich von einer Trommel geweckt. — Nun war uns in den ersten Tagen auf der Parole gesagt worden, daß, sobald die Lärmtrommel geschlagen würde, wir uns eilends bewaffnen müßten und nach dem Schloßplatze begeben, denn dann wäre entweder der Feind im Lande oder die Stadt würde bombardirt. — Kaum höre ich also die Trommel, so rufe ich: „Jetzt ist die Stunde da! Es gilt des Königs und des Vaterlandes Sache! In Gottes Namen unverzagt!" So hatte ich schon Strümpfe, Hosen und Stiefel angezogen, und wollte nur eben das Schwerdt umschnallen, als ich hörte, das es der Zapfenstreich war, der alle Abende in der Straße gehört wurde. — Ach, mit welchem seligen Gefühle kroch ich wieder in's Bett! und wie bald folgte der ungestörte Schlaf!

Sonst hatten wir uns alle Morgen um sechs Uhr auf dem Schloßplatze einfinden, und da in zwei Stunden exerciren müssen, ohne das mindeste genossen zu haben; denn nur wenige von uns konnten früher zu Hause etwas erhalten. Jetzt ward ein Marketender da in dem Bogengange angestellt, der uns Thee und Semmeln verkaufen sollte. Da brauchte man nur einen halben Groschen zu haben (ich hatte ihn nicht immer) — um sich köstlich zu Gute zu thun. Freilich war der Thee so schwach, daß man ihn kaum schmecken konnte; von der Süsse des Zuckers merkten wir auch nicht viel, für die Hauptsache war aber gesorgt, denn das Milchwasser war kochend heiß, und so konnten wir uns doch wärmen und erquicken.

Wie nun ein Glück selten allein kommt, so entdeckte ich auch eines Morgens, indem ich, während die Compagnien exercirten, in den königlichen Stall hineinging, (der in den noch unverbrannten Nebengebäuden des Schlosses war) einen Raum mit frischem

Stroh, wo wir Commandirsergeanten, sobald wir die Namen aufgerufen hatten, trefflich schlafen konnten. Kaum hatte ich diese Entdeckung meinen Kameraden mitgetheilt, so ruhten wir bald alle da in Schaaren auf der Streu umher, wie im Homer die floßfüssigen Robben des Proteus auf dem Sande. So kamen wir nachher alle Morgen und schliefen in dem warmen Stalle, nachdem wir erst die Namen aufgerufen und unser warmes Theewasser getrunken hatten; und dadurch ward uns der Dienst sehr erleichtert. Bei der Einweihung der Fahnen waren alle Studenten auf dem Schloßplatze. Die Officiere und Unterofficiere kamen hinauf in die Gemächer zu der königlichen Familie. Die Fahnen lagen auf einem Tische; der Fahnenschmidt stand dabei. Erst reichte er dem Kronprinzen einen Nagel und den Hammer; seine königliche Hoheit schlug den Nagel hinein, so that die ganze königliche Familie, und zuletzt kam auch die Reihe an uns Commandirsergeanten. Als die Fahnen fertig waren, wurden sie hinunter zu den Bataillonen getragen; der Eid ward geleistet und ein festliches Lied von Thaarup gesungen.

Die Manövers auf dem Felde außer der Stadt waren sehr angenehm, wenn das Wetter gut war. Das war Nachmittags im Sonnenscheine; dann zogen wir mit klingendem Spiele und mit flatternden Fahnen durch die Stadt, während schöne Mädchen in den Fenstern standen und Brüder und Liebhaber vorbei gehen sahen. Da gab man sich alle Mühe in steifen Reihen zu marschiren, während der Marschall auf seinem stattlichen Pferde mit dem Stern auf der Brust, und bei feierlichen Gelegenheiten mit dem weißen Ordensbande über das blaue Jäckchen, voranritt.

Horaz sagt aber: „Naturam furca expellas, tamen usque recurret.“ Es war nicht so leicht, viele lebhafte

Jünglinge zur Ordnung zu bringen. So hatten wir einmal das Unglück, daß einige Kameraden der letzten Reihe mitten im feierlichen Marsche auf der Straße stehen blieben, um Aepfel von einer Fruchthändlerin zu kaufen. Von halbgebildeten Soldaten, die von den Officieren immer erst den Grund hören wollten, wenn sie zu etwas commandirt wurden, hatte man noch mehr auszustehen. Sie begriffen nicht, daß zur Kriegszucht blinder Gehorsam vonnöthen ist.

Eines Tages übten wir uns auf dem Felde im Schießen. Ein junges Blut hat sein Gewehr geladen, hat den Ladestock auszuziehen vergessen, und steht nun da in Gedanken vertieft, mit gutmüthigem, freundlichem Gesichte, und zielt eben auf den Marschall. Der Marschall wird es glücklicherweise früh genug gewahr, geht auf ihn los, schlägt ihm das Gewehr zur Seite und ruft: „Mein Herr! wenn Sie ihr Gewehr geladen haben, sollen Sie den Ladestock herausziehen. Ich will Ihnen den Grund sagen: sonst schießen Sie den Anführer durch den Leib!"

Diese genialische Zerstreuung, die, wie man sagt, besonders Gelehrte und Künstler heimsuchen soll, und zu deren Lobe Baggesen sogar eine Ode gedichtet, hatte sich auch ein Paar Mal meiner bemächtigt. So sollten wir eines Tages Carré formiren; der Anführer ruft dann: Bataillon! der Fahnjunker läuft acht Schritte heraus, und nach ihm bildet sich die ganze Colonne. — Der Marschall ruft also: „Bataillon!" — Ich stehe aber in Gedanken vertieft und rühre mich nicht vom Flecke. Plötzlich höre ich ihn mit Donnerstimme: „Oehlenschläger!" rufen. Erschrocken erwache ich, laufe zwölf, vierzehn Schritte hinaus und das ganze Bataillon hinter drein.

Ein andermal hatte ich vergessen den Fahnenschuh mir um

den Leib zu schnallen, ich mußte die Fahne in den Händen tragen; ein tückischer Wind bließ eben deßwegen, glaub' ich, den ganzen Nachmittag sehr stark, und der damals noch schmächtige Fahnjunker ward beinahe umgeblasen.

Bei unsern Märschen und Uebungen hatten wir immer schöne Musik. Die königliche Capelle, die zugleich ein treffliches Orchester der Schaubühne ausmacht, hatte sich selbst angeboten, Hautboisten unseres ersten Bataillons zu sein. Das zweite Bataillon bekam die Musik der königlichen Leibgarde. — Komisch war es im Anfange, wie die großen Virtuosen der Kapelle es nicht mit den Musikern der Leibwache aufnehmen konnten, weil sie nicht geübt waren im Gehen und in freier Luft zu spielen; auch wohl weil Einige, die sonst Saiteninstrumente spielten, sich auf den Blasinstrumenten versuchten. Es dauerte aber nicht lange, so hatten sie den rechten Griff.

An einem schönen Sommertage, wie der Krieg beendigt war, und Dänemark wieder Frieden hatte, wurden wir dem Kronprinzen vorgestellt; er war mit unsern Fortschritten zufrieden und rühmte uns! Wir wurden auf dem Felde mit Wein und Kuchen traktirt, die jungen Damen der Stadt kamen heraus und tanzten mit den Studenten auf dem Felde, die Alten standen in weiten Kreisen und sahen mit Vergnügen zu. Alles war jetzt Lustbarkeit und Freude!

Zehntes Kapitel.

Lehrjahre nach dem Kriege.

Jetzt kehrten wir wieder zu unsern friedlichen Beschäftigungen zurück. Mein Freund A. S. Oersted half mir mit der Jura; ich besuchte ihn alle Tage, so daß ich nach und nach das dänische Recht ein paar Mal repetirt hatte, und das Naturrecht hatte ich auch gelernt, das römische Recht aber noch nicht angefangen. Auf Collegien ging ich nicht viel. Mit den Oersteds lebte ich alle Tage bei der Muhme; und da war es lustig genug, wie wir jungen Gelehrten und schönen Geister von einem Haufen charakteristischer Bürgersleute umringt waren, der uns mitunter gar zu sehr an die Personen der Holbergschen Comödien erinnerte. Oft las ich, in diesem gemischten Kreise den Holberg vor, oder eigentlich spielte ich auf dem Stuhle sitzend, mit abwechselnder Stimme ganze Stücke zum allgemeinen Gelächter und Vergnügen. — Besonders freute mich in der Gesellschaft ein alter, pedantischer Schulmeister, der mich zuerst davon überzeugte, daß eingewurzelte Fehler nicht von Comödien geheilt werden. Wir spielten nehmlich einmal wirklich Holbergs Erasmus Mantanus; ich war der Peter Kuster, und machte den Schulmeister so nach, daß ihn die

ganze Gesellschaft wieder erkannte. Er war auch dabei; er kannte sich aber selber nicht, also auch nicht im Bilde wieder; er war mit meiner Darstellung sehr zufrieden, und rühmte den Holberg, der so witzig verstanden hatte, alberne Pedanten zu schildern.

Eine alte, taube Frau hatte ihre ganze Liebe auf einen Schooshund geworfen. Einst im Sommer nahm ich den Hund, und sperrte ihn in den Windofen ein. Sie konnte ihn nicht drinnen bellen hören, ging umher und suchte vergebens. Endlich ließ ich den Hund wieder aus dem Gefängnisse heraus. Die Alte nahm es mir aber sehr übel, obschon sie sonst meine gute Freundin war, und sagte: „Das rath ich Ihnen, daß Sie den Hund nicht öfter zum Besten haben!"

Jetzt, wie ich wieder mein eigner Herr war, mochte ich wohl mitunter Comödie spielen, und ich lies mich in die dramatische Gesellschaft aufnehmen, wo Rahbek Direktor war, doch spielte ich da nicht oft, sondern am meisten und am liebsten im ganz engen häuslichen Kreise, wo ich selbst alles dirigiren konnte.

In dem Club, wo ich mit Rahbek Brüderschaft getrunken, und Baggesen das Abschiedslied gesungen hatte, war eine berühmte große Punsch-Bowle, welche bei gewissen Gelegenheiten geleert wurde. Zu diesen Zechgelagen waren die meisten guten dänischen Trinklieder gedichtet; Rahbek hatte mehrere vorzügliche gemacht. Oft war ich da Vorsänger, und trank mit den Andern, obschon das Trinken nie meine Sache gewesen ist. Die begeisternde Geselligkeit aber, das Liedersingen erfreute mich; und es war mir auch angenehm, auf solche Weise mit mehreren vorzüglichen ältern Leuten schnell bekannt und vertraut zu werden.

Hier machte ich Bekanntschaft mit den Gebrüdern Mynster und Benzon. Hieronimus Mynster war vorher mein

Lehrer in der Naturgeschichte gewesen, er war Arzt auf dem Friedrichshospitale und nachher Professor der Universität. Ein herrlicher Kopf voll Humor und Witz. Er ist jetzt gestorben. Sein Bruder Jacob Mynster, jetzt des Königs Confessionarius und Direktor der Universität, ein eben so guter Kopf, nur ernster und gelehrter, kam mir auch freundlich entgegen. Meine erste Bekanntschaft mit ihm war gleich heilbringend, verursachte mir aber doch im Augenblicke einen empfindlichen Schmerz; denn er riß mir die Binde von den Augen, und zeigte mir, daß in den Lafontainischen Romanen bei weitem nicht das sei, was ich vorher in ihnen gefunden zu haben wähnte. Benzon, der kurz darauf Regierungsrath in Westindien wurde, (nachher Generalgouverneur) war ein sehr kräftiger, junger Mann, mit einem außerordentlichen Kopf und vielem Charakter. Er hinkte, hatte aber eine Buste wie Napoleon, und ein schönes, männliches Gesicht. Mit einer großen Belesenheit und Sprachkenntniß, (er war vorher Jurist und Adjunkt der Universität gewesen), verband er viel Urtheilskraft; dazu war er lebenslustig, witzig, schlicht, und sogar bescheiden unter seinen Freunden, und bewunderte jedes Talent, und achtete jedes Verdienst. Gegen die Mittelmäßigkeit war er dagegen unbarmherzig, gegen die Anmaßung grob, wie Bohnenstroh; im Ganzen etwas arrogant, und später etwas geldsüchtig. Kein Wunder also, daß er unzählige Feinde bekam, besonders da er schon durch Schimmelmann in jungen Jahren ein Glück gemacht hatte, um welches ihn viele Aeltere beneideten. Er bekümmerte sich aber eben so wenig um ihren Haß, als um ihre Liebe.

Benzon hatte in früherer Zeit auch eine ästhetische Preisabhandlung geschrieben, und die Prämie gewonnen. Er hatte beson-

ders viel Sinn für das Derbe, Tüchtige, Plastische in der Poesie. Das Niedrige und Plumpe verachtete er. Er hatte die Griechen gelesen, und war, zum Theil, von den Alten gebildet. Goethen, dessen Geist in der späteren Zeit eine antike Richtung gewonnen hatte, liebte er sehr in solchen Werken, wo sich dieses aussprach. Besonders waren ihm folgende Goethische Zeilen lieb:

„Also, das wäre Verbrechen, daß einst Properz mich begeistert,
Daß Martial sich zu mir auch, der Verwegne, gesellt;
Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten,
Daß sie nach Latium gern mir in das Leben gefolgt;
Daß ich Natur und Kunst zu schaun mich treulich bestrebe;
Daß kein Name mich täuscht, daß mich kein Dogma beschränkt;
Daß nicht des Lebens bedingender Drang mich, den Menschen, verändert;
Daß ich der Heuchelei dürftige Maske verschmäht'?
Solcher Fehler, die du, o Musa! so emsig gepfleget,
Zeihet der Pöbel mich; Pöbel nur sieht er in mir!"

Alle solche Goethische Gedichte, die mehr an die Sitten der Alten, als an die Sitten des jetzigen Zeitalters erinnern, liebte Benzon; nicht aus Sinnlichkeit, denn diese Gedichte sind nicht sinnlich. Die antike Venus behängt sich nicht mit Feigenblättern, um durch das Halbverborgne zu reizen. — Wieland ist üppig, Goethe nie, so wenig wie die Marmorbilder des Alterthums. Und doch hat man ihm seine plastisch-erotischen Schilderungen weit übler genommen, als Wielanden seine schlafende Venus im heimlichen Wachscabinette. Warum? Wieland ist sinnlich, entschuldigt sich aber dabei mit der Erbsünde; Goethe wagt, die Gesinnung der Sinnlichkeit in gewissen Verhältnissen zu vertheidigen. Er meint, daß auch ein Muselmann tugendhaft sein könne, und daß man nicht die Sitten eines gewissen Zeitalters und Himmelsstri-

ches mit den Grundtugenden und Pflichten der Menschheit vermengen müsse, die zu allen Zeiten und in allen Verhältnissen heilig bleiben. —

Jakob Mynster hatte mich also von der seichten Sentimentalität geheilt, und Benzon hatte mich auf die idealische Darstellung der reinen Objectivität aufmerksam gemacht; das war alles sehr gut, aber nicht genug; ich mußte wieder etwas für's Herz haben. Der herrliche Wilhelm Meister hatte mich sehr ergötzt, besonders da ich mich — wenn auch nicht des Charakters, so doch der Schicksale wegen — mit Wilhelm Meister so verwandt fühlte, daß ich oft in den ersten Büchern meine eigene Lebensbeschreibung zu lesen glaubte. Die Kinderpuppenspiele, Mariane, Philine, die Wirthschaft mit den Comödianten und Seiltänzern freuten mich unendlich. Der Besuch bei dem Grafen, die Gräfin, der närrische Baron, waren mir auch sehr lieb. Jarno und Lothario waren mir aber zu vornehm. Es freute mich nicht, daß Wilhelm sich von den kalten Formen der Convenienz imponiren ließ, besonders da ich eine Absicht des Dichters darin zu spüren glaubte, den Verhältnissen der vornehmen Welt das Wort zu sprechen. Unendlich entzückten mich Mignon und der Harfenspieler; in ihren herzergreifenden Liedern erkannte ich den alten Goethe ganz wieder, in ihren Darstellungen den vollendeten Meister.

Aber meine nach Liebe dürstende Seele konnte sich mit diesen herrlichen Darstellungen nicht allein begnügen; mich verlangte wieder nach einem unendlichen Dichtermeere, worin sich mein Gemüth tauchen und tummeln könnte, in Ahndung und Sehnsucht, in Laune und Ausgelassenheit, und das fand ich, als mich Hieronimus Mynster mit dem herrlichen Jean Paul bekannt machte, und ich seinen Hesperus, Siebenkäs und Kampanerthal

zu lesen bekam. Freilich mußte ich mich hineinarbeiten, sehr viele Anspielungen verstand ich nicht; über Haiden mußte ich gehen, durch Sümpfe waten und durch Dornen brechen, um zu den schönen Landinseln zu kommen, die mitten in der Wüste der Weitschweifigkeit lagen. Aber wenn ich nun da stand, wie erquickte mich die Quelle, wie ward ich dann belohnt! Jean Paul hat ausgesprochen, was kein andrer Dichter auszusprechen wagte. Oft fängt er da an, wo andere schweigen, und setzt die Rede fort, bis sie sich, wie himmlische Musik, in die Wolken verliert. Welche Kenntniß in allem, welcher tiefe Blick in's menschliche Herz, welche schöne Liebe für alles Schöne! Eine wunderliche Manier hat er sich angewöhnt, sie ist ihm zur zweiten Natur geworden, ist wohl ursprünglich aus seiner eigenen Natur entstanden; er sollte sie nur gezwungen und gebildet haben; denn auch die extravagante Manier eines Humoristen läßt sich bilden, ohne das Colorit zu verlieren. Wie freuten mich seine komischen Figuren, seine Charaktere, die, aller subjectiven Eigenheit der Darstellung ungeachtet, von objectiver Wahrheit sind. Der Kaplan, Viktor, Flamin, Mathieu, die hohe, holde Klotilde, Leibgeber, Agathe, Stiefel. — Freilich flattert Jean Paul zu viel herum im Morgen- und Abendroth, verliert sich zu oft in die Milchstraßen und Nebelsterne; doch lohnt es sich wohl der Mühe, mit diesem Luftschiffer im poetischen Ballon aufzusteigen, wenn man auch mitunter vor lauter Wolken gar nichts zu sehen bekommt, und von den Dünsten nur naß wird. Wie viele schöne Abend- und Morgenstunden habe ich mit ihm in meines Vaters kleinem Garten verlebt, unter den Fruchtbäumen, die ihre weißen Blüten auf das Buch herunterschüttelten. Wie oft habe ich, (wie ich immer zu thun pflege, wenn mich ein Verfasser entzückt) seinen

Namen auf dem Titelblatte geküßt, wenn eine schöne Schilderung mich hinriß!

Also von Hieronimus Mynster, dem Arzte, lernte ich den Jean Paul kennen. Er hatte ihn zuerst selbst auf seiner Reise in Wien kennen gelernt; und in den ersten acht Tagen beinah gar nichts von der großen Hauptstadt Oestreichs gesehen, bloß um zu Hause zu sitzen, und den Jean Paul zu lesen.

Goethe sagt in einem Briefe an Schiller: „Wenn man von Schriften, wie von Handlungen, nicht mit einer liebevollen Theilnahme, nicht mit einem gewissen partheiischen Enthusiasmus spricht, so bleibt so wenig daran, daß es der Rede gar nicht werth ist. Lust, Freude, Theilnahme an den Dingen ist das einzige Reelle, und was wieder Realität hervorbringt; alles andere ist eitel und vereitelt nur."

Darum, lieber Leser! suche ich jedesmal, wenn ich von einem neuen Autor rede, Dir mein Gefühl und die Freude auszudrücken, die mir sein Buch beim ersten Lesen gewährt hat; denn das ist ein Stück meines geistigen Lebenslaufes. Du wirst leider gar zu oft treffliche Werke als Cadaver auf den Secirtischen kritischer Anatomen finden, die einen großen Mann aufschneiden, um den Zuschauern die Grüzmasse zu zeigen, womit er gedacht, und den kalten Fleischball, womit er gefühlt hat. Ich meine aber, auch Kritiker müssen Phantasie und Herz haben; und wer das nicht hat, und doch kritisirt, der kritisirt auch ohne Verstand, denn er sieht ja nicht einmal ein, daß ihm die nothwendigen Werkzeuge zum Wahrnehmen und Wissen fehlen. Man muß mit Geist von Geist, mit Witz von Witz, mit Phantasie von Phantasie, mit Verstand von Verstand, mit Kenntniß von Kenntnissen reden. Sonst ist es nichts! Der Kritiker soll auch Künstler sein! Seine Dar-

stellung des Schönen muß auch schön sein; sonst vertilgt er es selbst, indem er es Andern zeigen will, und trägt zur Verwirrung und Schiefheit der Gedanken und des Gefühls am meisten bei.

Wie ich nun anfing, immer mehrere herrliche Sachen zu lesen, so ging es mir wie Correggio, als er das rafaelische Bild sah und rief: **Anch'io son pittore!** Oder wie dem guten Hans Sachs in Goethes Holzschnitt:

„Er fühlt, daß er eine kleine Welt
In seinem Gehirne brütend hält,
Daß die fängt an zu wirken und leben,
Daß er sie gern möchte von sich geben."

Dies Gefühl that sich auf eine wunderliche, beinahe komische Weise kund, eines Abends bei den Oersteds, (der Physiker hatte den Doktorgrad genommen) als viele junge, auch ältere Gelehrte zugegen waren, und mit Butterbrod und Punsch bewirthet wurden. Sie sprachen erst von vielen gelehrten Sachen. Ich saß schweigend in einem Winkel, leerte mitunter mein Glas, füllte die Gläser der Andern, und ließ sie reden, wie ich denn auch selten in großen Gesellschaften das Wort führe oder laut spreche. — Nun ward denn auch zuletzt von der Dichtkunst gesprochen, und da äußerte eine mitleidige Seele, es sei sehr zu bedauern, daß, seit Ewalds Zeiten, die dänische Poesie so gewaltig gesunken wäre. — Bei diesen Worten gewinne ich Leben und Glut; stehe rasch auf, gehe mitten in den großen Kreis hinein, sehe ihnen allen kühn und stolz in die Augen, und indem ich mit geballter Faust in den Tisch schlage, ruf' ich: „Ja, das ist wahr, sie ist gesunken; sie soll sich aber, hol mich der Teufel, wieder erheben!" —

Ich hatte damals nichts weiter als einige Lieder und ein

kleines Stück: Den zweiten April, eine dramatische Situation in einem Akte, geschrieben. Ich hätte es nicht übel nehmen können, wenn mich die ganze Gesellschaft laut ausgelacht hätte; war es nun aber Gutmüthigkeit, daß sie mich nicht beschämen wollten, oder wunderte sie mein Betragen, so daß sie glaubten, in dem Jungen muß doch etwas stecken; genug — sie schwiegen still, sahen mich verwundert an, und nicht einmal ein spöttisches Lächeln strafte mich. Allein diese Großmuth war es eben, die mich demüthigte; ich schlich mich wieder in meinen Winkel, und fühlte, daß ich einen dummen Streich begangen hatte. — Die Oerstede, die mich liebten, sahen es aber für eine wahre Prophezeihung an. Wir waren überhaupt schon damals wechselseitig von einander überzeugt, daß jeder es in seinem Fache über das Gewöhnliche bringen würde.

Elftes Kapitel.

Klub-Bekanntschaften.

Ich bin von Natur etwas blöde und wortkarg, wenn ich mit Leuten in großer Gesellschaft spreche; unter vier Augen bin ich aber redselig und frei. Wenn ich nun im Klub war, so schenkten die Zechbrüder mir fleißig ein, weil sie bemerkt hatten, daß ich lustig und beredt wurde, wenn ich einige Gläser getrunken hatte. Eines Abends spät, als wir zahlreich den Klub verließen, beschuldigte mich Einer im Scherz, daß ich einen Rausch hätte. Ich bat die forteilende Schaar, gleich Halt zu machen, und rief: „Meine Herren! hier ist eine Ehrensache, die erst geschlichtet werden muß, eh' wir uns trennen. Unser Freund hier beschuldigt mich, daß ich betrunken sei; um Ihnen aber meine Nüchternheit zu beweisen, will ich gleich auf jener Leiter zum Leuchterpfahl hinauf klettern, und Ihnen da eine Rede halten." — Damit waren sie alle zufrieden, und ich schritt gleich zum Werke.

Nun war schräge dem Klub gegenüber der Platz einer gewesenen Judensynagoge, die in der letzten Feuersbrunst auch abgebrannt war. Die Juden hatten entweder nicht Geld oder nicht

Gottesfurcht genug gehabt, um ihre Synagoge wieder aufzubauen; eine Planke stand also da vor dem leeren Platze; dabei stand ein Leuchterpfahl und eine Leiter. Zu dem Pfahle hatten die Juden aber auch noch keine Leuchte angeschafft. Der Pfahl trug nichts. Ich kletterte nun auf den ganz kleinen Quadrat dieses hohen Pfahles, durch Hülfe der senkrecht hängenden Leiter, um zu beweisen, daß ich keinen Rausch hatte. Ein handgreiflicher Beweis, daß ich Einen hatte; denn nüchtern wäre ich gewiß gleich herunter gefallen, wie ein Somnambulist vom Dache, wenn man seinen Namen ruft. Wie ich nun droben stehe und spreche zur Erbauung der versammelten Gemeinde, kommt der Wächter und fragt, was ich da thue! — Ich antwortete gelassen: „Ich studire Astronomie.“ Er wollte jetzt pfeifen, meine Zuhörer, worunter auch einige Officiere waren, warnten ihn aber, daß er einen jungen Menschen in seinen Studien nicht stören sollte; er ging also wieder seines Weges; und ich stieg auch glücklich herunter, ohne den Hals zu brechen. —

Im erwähnten Klub machte ich auch des unlängst verstorbenen Dichters Prams Bekanntschaft. Ein feuriger Norweger, voller Geist und Herz, mit großen Talenten, der sich aber mit gar zu vielen Dingen abgab, um es zur Meisterschaft in etwas zu bringen. Nicht bloß epische und lyrische Gedichte, nicht blos heroische Dramen, Comödien, Singspiele und prosaische Erzählungen schrieb er, sondern auch große statistische Abhandlungen, auch war er Geschäftsmann im Commerzcollegio, politischer Schriftsteller, und widmete den financiellen und ökonomischen Berechnungen viele Zeit. In allem was er that, zeigte sich der Mann von Geist, Talent und Herz; weil er aber schnell arbeiten mußte, um alles fertig zu bekommen, so hatte er — (wie die Madame

Sevigné sehr witzig und wahr sagt), nie Zeit genug, um kurz zu sein, sondern drückte sich immer ziemlich weitläufig aus, in schweren Perioden, wie er denn überhaupt das Talent, sich mit Leichtigkeit auszudrücken, nicht zu haben schien. — In seinem epischen Gedichte Stârkodder sind es besonders die holperichten Verse und die Weitschweifigkeit, die vielen einzelnen Schönheiten im Lichte stehen. In einigen seiner Stücke und Novellen sind gute Scenen und Stellen, wo dänische Nationalität mit komischer Laune hervortritt. Seine Emilias Quelle ist ein schönes Gedicht, das ich immer von allen seinen Werken am meisten geliebt habe.

Dieser wunderbare Mann kam mir gleich freundlich und zutraulich entgegen, und ich mußte auch gleich mit ihm Brüderschaft trinken. Ich habe keinen Menschen gekannt, der einen solchen Grad von Gutmüthigkeit und Wohlwollen mit einem solchen aufbrausenden Jähzorne verband. Aber er meinte nichts Böses damit, und wer ihn kannte, betrachtete nur sein Poltern wie das Klappern einer Mühle, während drinnen das nährende Korn gemahlen wird. Freilich, wer den sausenden Flügeln zu nahe kam, konnte sich auf eine tüchtige geistige Ohrfeige gefaßt machen. Keinen Freund hatte er, dem er nicht die Thüre gewiesen, ja sogar mit Schlägen gedroht hätte; und doch hatte er viele Freunde, und war von jedem, der ihn recht kannte, herzlich geliebt. Alles Einheimische, das einigen Werth hatte, schätzte er sehr, er war aber, wie die meisten Dichter damals, von der französischen Schule, und tadelte immer die großen deutschen Schriftsteller, Goethe und Schiller, indem er dagegen Lafontaine und Kotzebue gelten ließ, weil sie gegen den französischen Geschmack keine Opposition bildeten. So hat man ja auch in Paris lange Kotzebue dem Goethe vorgezogen; und Menschenhaß und Reue, und die Versöhnung sind

im theatre français gespielt, beweint und beklatscht worden; eine Ehre, die wohl Goethe schwerlich zu Theil wird.

Ich hatte eine kleine nordische Erzählung — (die ich nachher als Novelle in meinem König Hroar in Leire ganz umgearbeitet habe), Erich und Roller, geschrieben, und wollte gern Prams Urtheil darüber hören. Er bestimmte mir einen Tag zum Vorlesen, ich kam zur bestimmten Stunde, traf ihn aber nicht zu Hause. Einige Tage darauf ging ich wieder zu ihm, ohne das Manuscript mitzunehmen. Ich grüßte ihn freundlich, und sagte ihm bescheiden, ohne Vorwurf: ich wäre vorgestern bei ihm gewesen, hätte ihn aber nicht zu Hause getroffen. — „Was?" rief er entrüstet — „willst Du mir Sticheleien sagen, weil ich nicht zu Hause war? So scheere Dich nur wieder fort, und gehe zum Teufel!" Ich bedachte mich einen Augenblick, was ich antworten sollte; indem kam das Mädchen herein, und setzte ihm eine Tasse Kaffee auf den Tisch. — „Nein," antwortete ich jetzt ruhig, „ich will nicht gehen, ich will bei Dir bleiben, und eine Tasse Kaffee mit Dir trinken." — „Das kannst Du auch!" antwortete er gleich launig, indem er mir zur Versöhnung die Hand reichte, und zum Mädchen sagte: „Bringe Sie dem Herrn auch eine Tasse." So hatte ich auf eine freundliche Weise den guten Pram darauf aufmerksam gemacht, daß er mein Wirth sei, und daß er sich hüten müsse, die schöne Pflicht der Gastfreiheit zu verletzen. Jetzt waren wir wieder Freunde, von der Novelle sprach ich aber nicht, und habe ihm auch nachher nie etwas von meiner Musa vorgelesen. (In spätern Jahren that er mir die Ehre öfter, meinen Vorlesungen beizuwohnen.) Ueber die Tragödien des unsterblichen Schiller erstaunte damals die Welt. Wie bekannt, waren der Herzog von Augustenburg, und der Graf Schimmelmann Schillers Wohl-

thäter; er schickte ihnen aus Dankbarkeit gleich seine Stücke im Manuscript, wenn er sie gedichtet hatte. Hier wurden sie in einem gebildeten Kreise vorgelesen, genossen und beurtheilt; und so hatte schon Schiller in Kopenhagen einige seiner ersten und eifrigsten Bewunderer. Das waren aber Deutsche. Die Dänen fingen erst später an, ihn zu verstehen und zu genießen. Alles soll seine Zeit haben; selbst das Licht braucht Zeit, um seine Strahlen von den Sternen nach den Planeten zu senden; fängt man doch erst jetzt in Frankreich und England an, den großen Geistern Deutschlands Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Die ältern dänischen Dichter also, wie gesagt, mochten Goethe und Schiller nicht leiden, besonders Thaarup und Pram. Rahbek liebte damals nur den ersten Goethe, den Verfasser des Werthers, der Stella, des Clavigo, noch nicht den neuen griechisch- und weltgebildeten. Von Schiller schätzte er am meisten die ersten Arbeiten, die er als Jüngling und als Theaterdichter in Manheim verfaßt, wo ihn Rahbek persönlich gekannt hatte. Nachher hat aber Rahbek den Wilhelm Meister, und mehrere Schillersche Stücke übersetzt. Baggesen — (den wir für's erste nicht mehr zu den Dänen rechnen sollten —) bewunderte Schiller, gegen Goethen trug er aber einen eingewurzelten Haß, der zwar nachher einen Augenblick gedämpft wurde, bald aber wieder ausbrach, was sein Faust beweisen würde, wenn dieses Stück jemals, ohne spätere Veränderungen, gedruckt werden sollte.

Ein junges Blut, wie ich, hatte also genug zu thun, seine durch philosophische Klarheit noch nicht befestigten Meinungen in einer Umgebung von Aeltern zu behaupten und zu vertheidigen, deren Gespräche fast immer seine zartesten Gefühle verletzten. Auch mit Pram disputirte ich mitunter, bis er wüthend und ich hitzig

wurde. Einmal, als wir von Schillers Wallenstein sprachen, rief er: „Hör einmal! Wenn ich einem deutschen Unteroffizier sage, Du sollst so ein Stück, wie den Wallenstein schreiben, und er es binnen vier und zwanzig Stunden nicht gethan hat, so hat der Schlingel sieben und zwanzig Stockschläge verdient!" — Nun brach ich in ein lautes Gelächter aus, legte meine Hand auf seine Schulter, und sagte: „Lieber Pram! und wenn man Dich todtschlüge, könntest Du nicht eine einzige solche Scene machen!" — — „Das ist, hohl mich der Teufel! wohl möglich; ich habe auch nicht von mir gesprochen," sagte er jetzt launig, sein Unrecht einsehend. — Er brach auch eigentlich nicht in Zorn gegen Schillern aus, sondern gegen mich, den Jüngern, der ihn, den Aeltern, meistern wollte.

Nie schrieb Pram oder Thaarup eine Zeile gegen die großen deutschen Dichter; sie gaben nur bloß mitunter persönlich ihrer üblen Laune Raum. Bedenkt man, wie unverschämt und einfältig dagegen der Holländer Bilderdyck von deutschen Schriftstellern gesprochen hat, so stehen die Dänen gegen ihn wie reine Seelen mit Palmzweigen in den Händen.

Mein einziger Trost waren in dieser Periode die Mynster, denn Benzon war nach Westindien gereist. Besonders ging ich mit Hieronimus viel um, zeigte ihm alle meine dichterischen Versuche, und ließ ihn meine Verse korrigiren, was er gern that.

Wenn ich ihn so des Morgens besuchte, amüsirte mich oft sein Gespräch mit seinem Friseur, den er gut leiden mochte, den er aber immer foppte, weil der Haarkräusler gern wissenschaftliche Kenntnisse verrathen wollte, während er gar keine hatte. Eines Tages sprachen wir davon, wie viele Grade es verwichene Nacht gefroren hatte. — „Herr Doktor," fiel uns der Friseur

eifrig in die Rede, „ist ein Grad nicht funfzehn Meilen?" „Ja ganz richtig!" antwortete Mynster sehr ernst und ruhig.

Auch mich mochte er gern foppen; und obschon er selbst voll Gefühl war, wollte er doch gern den Gefühllosen und mitunter den Philister spielen, blos um mich zu ärgern. Er und sein Bruder Jakob schrieben sehr artige kleine Gedichte, worin immer etwas Originelles und Geschmackvolles war. Sie ließen aber nichts drucken. — „Oehlenschläger!" sagte Hieronimus einmal zu mir, als wir allein waren, „ich habe eine Gespenstergeschichte geschrieben, magst Du sie wohl hören?" — „Ach, mit dem größten Vergnügen!" — „Nun so setze Dich, ich will sie Dir vorlesen, sie ist nicht lang, vielleicht aber schaurig genug." — „Lese, lieber Freund! ich bin ganz Ohr!" Er las:

„Es war Mitternacht. Der Mond warf seinen schwachen Schein auf die Marmorbrücke; die verhüllte Gestalt mit dem Korb unter dem Arm konnte nicht weiter gehen. Sie setzte den Korb an den Rand der Brücke, sah mit ängstlichen Blicken umher, ob kein Zuschauer in der Nähe sei? Nur der Mond sah mit mitleidigen Augen auf das schöne todte Kind" — — —

„Ja! weiter bin ich nicht gekommen," sagte Mynster ganz phlegmatisch, indem er vom Stuhle aufstand, und das Blatt hinlegte, während ich noch voller Erwartung mit aufgesperrten Augen und Ohren da saß.

Hatte er mich nun mitunter gar zu sehr mystificirt, so suchte ich Trost bei Weyse. Dieses herrliche musicalische Genie, ein Schüler von Schulz, der nachherige treffliche Komponist meines Faruks und meiner Ludlams Höhle, phantasierte mir dann auf dem Piano vor, wozu er ein außerordentliches Talent hatte; oder er spielte mir auch einige seiner Melodien vor, worunter be-

sonders Theklas Lied im Wallenstein „der Eichwald brauset" die süßeste, heiligste Wehmuth athmete. Seine witzige Laune und seltne Bildung machten mir auch große Freude. Er hatte angefangen den Schlaftrunk von Bretzner zu komponiren, und ich versprach ihm das Stück für die dänische Bühne frei zu bearbeiten.

In den Stunden, wo ich nicht Jura trieb oder Latein schrieb, beschäftigte ich mich besonders mit alter nordischer Mythologie und Geschichte. Ich las den Snorro Sturleson und Saxo Grammatikus, um Stoff zu einer Tragödie oder zu einem heroischen Drama zu finden. Gleich in Harald Harfagers Geschichte, wie er die kleinen Unterkönige unterjocht, um den Stolz der schönen Gyda, die er liebt, zu befriedigen, schien mir ganz trefflich dazu geeignet, obschon es nur Stoff zu einer Reihe von Episoden hätte geben können. Ein Paar dieser Episoden, wovon die eine (wie Herlaug sich lebendig begräbt, um nicht von Harald unterjocht zu werden) beinahe selbst ein Ganzes wurde, zeigte ich Sandern; der sie sehr rühmte, mir aber zugleich rieth, es nicht drucken zu lassen.

Ganz hatte ich doch dem Verfasserkitzel nicht widerstehen können. Einen Musenalmanach, Siofna, hatte ich herausgegeben, worin eine Uebersetzung der komischen Erzählung: des „Fischers von Wieland" die Hauptstelle einnahm. Auch von meiner nordischen Erzählung „Erich und Roller" waren mehrere Bogen gedruckt, eine Erzählung von Anton Wall „Adelheid und Aimar" (die mir nachher zu meinem Singspiele die Räuberburg Anlaß gab) hatte ich übersetzt; Göthens Götz von Berlichingen nicht zu vergessen.

Ich studirte nun auch etwas Isländisch, und dabei halfen mir einige schwedische Uebersetzungen isländischer Sagen. So las

ich Alfs, Frithiofs, Hrolf Krakes und Velents Saga, welche letzte ich später übersetzte.

Es ist mir öfter im Leben begegnet, daß eben, wie ich einen literärischen Helfer brauchte, er auch unvermutheter Weise zu mir hereingetreten ist. So trat auch Arndt, eine der merkwürdigsten Karikaturen unserer Zeit, eines Tages zu mir herein, mit schmuzigen Wasserstiefeln, im sehr groben, blauen Oberrocke, und mit den langen blonden Haaren, die ihm, wie einem Frauenzimmer, bis zu den Hüften reichten, zwischen Rock und Oberrock versteckt. Dieser sonderbare Mensch, aus Altona gebürtig, war, so zu sagen, nur ein spukender Schatten der Vorzeit, und lebte eigentlich gar nicht in der Gegenwart. Doch war er von der Natur ausgegangen, und hatte sich erst auf die Botanik gelegt; bald aber verdrängten bei ihm Grabsteine und Ruinen die Kräuter und Blumen. Er war ein Alterthümler wie nur einer es sein kann. Alles was lebte, blühete, gedieh, in der Gesellschaft zusammen wirkte, verachtete er; nur die morschen Ueberreste, nur die dunklen Sagen und Worte halb oder ganz verklungener Sprachen liebte er. Ganz Europa betrachtete er nur wie eine große Studirstube, wo er etwas weit mitunter gehen mußte, um die Citate zu holen. So war er einmal in Norwegen, in den nördlichsten Gegenden Drontheims, mehrere Runensteine abzubilden, als es ihm eben einfiel hinunter nach Venedig zu gehen, um einige griechische Zeilen auf einer Statue abzuschreiben, worin er vermuthete, etwas Dänisches aus den Zeiten der Wäringer zu finden. Den Kulturzustand, die politischen Einrichtungen ignorirte er ganz: oder wenn er davon sprach, so war es, um mit Scheltworten und Flüchen seinem Herzen Luft zu machen. Auf seinen Wanderungen kehrte er bei Gutsbesitzern und Predigern ein; ließ sich von ihnen

bewirthen, schlief in ihren Zimmern, lohnte aber ihre Gastfreiheit nur mit Grobheiten und Unverschämtheit, weil er meinte: es wäre ihre Pflicht, einem solchen Manne, wie ihm, der aus Liebe und Eifer fur die Alterthümer Verzicht auf alle Bequemlichkeiten that, Vorschub zu leisten. Ein Dienstmädchen, das einmal gewagt hatte seine Stiefel zu putzen, scheltete er garstig aus: „will die Metze wohl meine Stiefel stehen lassen? Ich brauche das dumme Putzen nicht; wenn meine Stiefel mir zu schmuzig sind, spühle ich sie rein in einem Bache; und damit ist die Sache abgethan!“ Oft bekam er auch Schläge und wurde zur Thüre hinaus geworfen, allein daran kehrte er sich nicht. Er hatte keinen Freund, keine Heimath. Alle seine Manuscripte trug er in den Taschen, bis sie ihm zu schwer wurden, dann verbarg er sie — nicht in einer Stadt bei einem Einwohner; denn für ihn gab es keine Städte und keine Einwohner — sondern zwischen den Steinen an einem Zaune mitten auf dem Felde, oder in einer alten Ruine, wo er sie wieder finden konnte.

Dieser seltsame Ueberall und Nirgends trat zu mir herein, als ich eben über den alten isländischen Sagen saß, und gab mir nachher etwas in der Grammatik der isländischen Sprache Unterricht. An die neuere Poesie kehrte er sich nicht im mindesten; dagegen war ihm jeder Reimbuchstab, jedes verzogene Bild der alten Skalden heilig, und weil er mit den Sitten und dem Geiste der nordischen Heldenzeit vertraut war, so lernte ich allerlei von ihm, und es freute mich, mitunter mit dem Alterthümler, der einem kleinen Zauberfinnen glich, mich ins Dunkel der heidnischen Vorzeit zu verlieren.

Zwölftes Kapitel.

Verlobung. Neuere Schule.

Zu dieser Zeit hatte ich das Vergnügen, von einer sehr angenehmen Nachricht überrascht zu werden. Anders Oersted, der oft mit mir nach Friedrichsberg ging, hatte meiner Schwester Bekanntschaft gemacht, und ohne mir ein Wort davon zu sagen, vielleicht eine kleine Rache wegen meiner vorherigen Verschwiegenheit, hatten sie sich miteinander auf eigne Hand verlobt. Die Hochzeit folgte bald darauf, als er Assessor im Hof- und Stadtgerichte geworden, und dadurch gewann unsere gesellige Freude viel Leben; hätte der gute Oersted nur nicht so oft gekränkelt, eine Folge des gar zu eifrigen Studirens; auch meine Schwester litt oft an den Folgen eines Scharlachfiebers, welches doch nicht im Stande war ihre außerordentliche Lebendigkeit und Heiterkeit zu schwächen.

Im Hause, wo ich wohnte, hatte ich zu der Zeit viel Umgang mit Norwegern. Ein norwegischer Student, Bull, der auch bei Madame Möller wohnte, ward mein Freund, wir schliefen in einem Bett und theilten unsre Zimmer mit einander. Eine Madame Korn aus Christiania, eine geistreiche, herzliche Frau, die

recht hübsch dichtete, wohnte auch einige Monate da; ihre Tochter Sara war das Gegentheil von der biblischen alten Namenschwester, denn sie war ein schönes zwölfjähriges Mädchen, voll nordischen Ernstes, voll Gefühl und Charakter.

Ein andrer guter Freund, mit dem ich mich im Lateinischen übte, war kurz vorher auch mein Contubernal gewesen. Wir liebten uns, disputirten aber mitunter, und dann lief er weg, bis er wieder ruhig geworden. Eines Abends spät im schönen Sommerwetter zankten wir uns, eben wie wir zu Bette gehen wollten. Er lief nach seiner Gewohnheit fort. Ich dachte: wo will er hin? Es ist jetzt zu spät, um sich bei Andern einquartiren zu können. Er kommt wohl wieder. So ging ich zu Bett, schloß die Thüre nicht zu, und schlief ruhig ein. Des Morgens als ich erwachte und ihn an meiner Seite zu finden hoffte, fand ich Niemanden. Ich stehe auf, setze mich bekümmert zum Theetische, und eben wie ich Wasser auf den Thee gießen will, tritt er vergnügt und heiter herein. „Guten Morgen, Oehlenschläger!" — „Guten Morgen, lieber Freund! Wo bist Du denn heute Nacht gewesen?" — „Ich bin nach Friedrichsberg gegangen und habe da in einem Lusthause im Süderfelde geschlafen. Da war's ganz charmant! Ich habe aber einen wunderlichen Schlafgesellen gehabt; denn es schlief ein Stachelschwein auch in einem Winkel in dem Lusthause." Ich glaubte erst, daß es Satire auf mich sein sollte; weil ich mitunter auf ihn stichelte. Es war aber bittrer Ernst. Ich habe aber nie sonst von Stachelschweinen im Süderfelde gehört. Wir versöhnten uns leicht; er war ein guter Lateiner und half mir bei meinen Uebungen. Auch ich hatte ihm einmal, als er in einer unglücklichen Leidenschaft eben den Werther gelesen hatte, und sich seltsamen Phantasien ergab, als Freund beigestanden.

Ein vorheriger Kaufmann Richter hatte zu dieser Zeit auf Königs Neumarkt ein Gasthaus etablirt, wo man sehr gute Beefsteaks aß und guten Bordeauxwein dazu trank. Ich saß eines Tages da, als mich Jemand leise auf die Schulter klopfte. Ich kehre mich um, und sehe Hieronimus Mynster, mit einem jungen, schlanken Manne, der ein schönes, geistreiches Gesicht hatte. „Darf ich dich," sagte er zu dem Fremden, „mit einem jungen Dichter bekannt machen, der schon mehrere Sachen herausgegeben hat?" „Ich habe schon von den Sachen gekostet!" sagte der Fremde höflich. „Du sprichst mit dem Herrn Doktor Steffens," sagte Mynster. Ich sagte dem Doktor wieder einige höfliche Worte, und er ging mit Mynstern.

Nachher erzählte Sander mir, daß Steffens ein eifriger Anhänger und bedeutendes Mitglied der sogenannten neueren Schule sei, und daß man sich wohl vor ihm hüten müsse. Das nahm ich mir ad notam.

In Dreyers Klub traf ich ihn kurz darauf eines Abends wieder. Er sprach viel und äußerte mit Beredsamkeit und Dreistigkeit viele Meinungen, wobei uns im Klub die Haare zu Berge standen und uns so zu Muthe wurde, wie dem Küster und Verwalter in Holbergs Erasmus Montanus, wenn dieser beweisen will, daß die Erde und daß der Küster ein Hahn ist. Ich spielte einigermaßen die Rollen des Verwalters und des Küsters, „ich fand in meinem Gewissen, daß Steffens Unrecht hatte;" war aber bei weitem kein so guter Disputator wie er, auch waren meine philosophischen Kenntnisse zu schwach, um mit diesem kühnen Streiter anzubinden. Doch that ich was ich konnte, und war auch der Einzige von allen Gegenwärtigen, der ihm zu widersprechen wagte. Er behauptete unter andern: „Lessing sei

kein rechter Dichter; und ich, der ich Lessing sehr liebte, suchte das auf alle mögliche Arten zu beweisen. Als Steffens weggegangen war, rühmten meine Glaubensgenossen mich und sagten, ich hätte die gute Sache wohl vertheidigt. — Ich sagte: „Hört, Kinder! da irrt Ihr Euch aber, wenn Ihr glaubt, daß ich immer mit diesem Manne streiten werde. Ich fühle es! Steffens und ich werden die besten Freunde. Er mag in diesem oder jenem Unrecht haben! Welche Beredsamkeit aber! welches Feuer! welcher Verstand! welche poetische Begeisterung! welch ein Witz!" Damit waren sie nun wenig zufrieden, ich aber suchte ihn bald wieder auf.

Weil er nun, als ein neuer Ansgarius, sich vorgesetzt hatte, unsre dänischen schönen Geister und Philosophen vom irren Glauben zu bekehren, so war es ihm wohl auch recht lieb, einen jungen, rüstigen Heiden zu treffen, der auf seine Art mithelfen konnte, wenn er selbst erst getauft war. Ich besuchte Steffens eines Vormittages, er fing um elf Uhr an mit mir zu sprechen, und so sprachen wir fort bis drei Uhr Nachts, also in vollen sechszehn Stunden. Dabei aßen wir aber Beefsteaks und tranken Wein bei Richter, spazierten nach Friedrichsberg, gingen das Süderfeld durch, und begaben uns dann wieder nach Kopenhagen, wo ich bei Steffens die Nacht schlief, aber träumend aus dem Bette heraus sprang und lärmte, als ich etwas geschlafen hatte. Des Morgens nach dem Frühstücke ging ich nach Hause, und schrieb ein lyrisches Gedicht: die goldnen Hörner, um ihm zu beweisen, daß ich ein Dichter sei, woran er nach den vorhergehenden „gekosteten Sachen" einigen Zweifel zu hegen schien. Er gestand mir, daß er, nach dem Gedichte zu schließen, das er von mir gelesen, geglaubt hätte, ich sei ein alter, abgelebter Mann

mit Perücke und Haarbeutel. Dieses Lied war nemlich ein moralisch-satirisches Lehrgedicht, etwas nach alter Mode zugeschnitten, doch nicht ohne Witz.

Aus der königlichen Kunstkammer in Kopenhagen waren neulich zwei uralte goldene Trinkhörner entwandt, und von dem Diebe eingeschmolzen, so daß sie für die Nachwelt ewig verloren gingen. Dies Ereigniß nahm ich allegorisch, erzählte poetisch, wie die Hörner als Belohnung für treue Forschung gefunden wären, aber wieder von den Göttern weggenommen, weil man keinen Sinn für ihren wahren Werth hätte, und sie nur neugierig wie andere Kuriositäten beäugelte.

„Ei, mein Bester!" sagte Steffens, als ich ihm dieses Gedich tvorgelesen hatte, „Sie sind ja wirklich ein Dichter."— Ich antwortete ihm, daß ich es selbst glaube, und jetzt nahm er sich recht eifrig meiner an, und wir waren seit dem Tage unzertrennlich.

Keinen Mann habe ich mehr als Steffens geliebt, und er verdiente es, denn er war im hohen Grade liebenswürdig, kenntnißreich, verständig und gefühlvoll. Keine Meinung äußerte er, worin ich nicht in reiferen Jahren viel Wahres und Schönes gefunden habe; und waren die Meinungen mitunter übertrieben, so muß man es theils der Natur der Opposition zu schreiben, die leicht den Uebertreibungen geltender Meinungen eine Uebertreibung entgegenstellt, theils seiner feurigen Jugend, denn es sind jetzt sechs und zwanzig Jahre her.

Das erste, wodurch er gleich mein Herz gewann, war seine Hochachtung und Liebe für Poesie; welche er nicht blos begeistert aussprach, sondern deren Recht er auch philosophisch klar bewieß und vertheidigte.

Ich hatte es immer tief gefühlt, aber es war mir noch nicht gelungen, die geahnten Wahrheiten in deutlichen Begriffen zu gestalten. Immer hatte es mich im Herzen gekränkt, wenn ich die Dichtkunst, selbst von Leuten mit Geist und Geschmack, als eine hübsche Nebensache degradiren hörte, auf die man sich in seinen Freistunden legen sollte, wenn man erst seine besten Kräfte dem Nützlichen geweiht hätte; die Poesie sei nicht nützlich; das Nützliche sei aber das Erste; also behauptete die Kunst ihrer Natur nach einen untergeordneten Rang. Mitunter ließ ich mich von diesen Sophismen blenden, und dann konnte ich in der Einsamkeit trauern und wehmüthig sein, weil mich die Natur zu etwas so ganz Untergeordnetem bestimmt hätte. Oft dachte ich wieder: Seltsam! Um Kunst, die nur ein Spielzeug des Lebens ist, auszuüben, muß man Genie haben, um aber ein nützlicher Bürger im Staate zu werden, braucht man bloß Fleiß und allgemeinen gesunden Menschensinn. Und doch ist dieses edler und ehrenvoller. Sonderbar! ganz gegen die sonstige Ordnung der Dinge! Doch mag es wohl auch in der Natur so sein! Aepfel sind gewiß edler als Rosen, und Bohnen und Kartoffeln wieder edler als Aepfel.

Steffens lehrte mich leicht die Schiefheit dieses Schlusses einsehen, die daraus entsteht, wenn man das Nützliche als höchstes Ziel der Menschheit setzt, und das Nothwendige mit dem Höchsten verwechselt. Bald sah ich ein, das Nützliche sei nur eine Bedingung der irdischen Natur, damit wir als Menschenthiere gesund und bequem gedeihen können. Unser überirdisches Ziel, als Menschengeister, sei aber die Kenntniß und die Ausübung des Wahren und des Schönen, zu welcher Kenntniß und Ausübung im höheren Sinne wir nur durch Wis-

senschaft und Kunst gelangen. Auch hier sah ich bald ein, daß die Ausübung des Schönen nicht der Erkenntniß des Wahren untergeordnet sei, so wenig, wie das geschaute Objekt der subjektiven Anschauung; weil eben das Wahre und Gute darin bestehe: das Schöne in allen Verhältnissen der Natur und des Menschenlebens zu erkennen und auszuüben.

Aus jenem Irrglauben des Nützlichen konnte man nun alle andre Fehlgriffe und schiefe Meinungen der Zeit leicht herleiten; zum Beispiel, die gar zu große Achtung für sogenannte neuere Aufklärung, welche nicht in einer wahren Aufklärung bestand, sondern in einer eigenliebigen Ueberschätzung der Zeitmeinungen; wozu gehörte, alles was Bezug auf Phantasie und höhere Ideen hatte zu verachten, um dem Trivialen und Alltäglichen einen phantastischen Werth beizulegen.

Alle diese Irrthümer hat die neuere Schule sehr gut bestritten; wie es aber zur Anwendung kam, so fiel sie mitunter wieder in entgegengesetzte Extreme.

So hatte sie ganz Recht darin, daß man das Poetische und Schöne des Mittelalters vorher weder richtig gekannt noch geschätzt hatte. Viel Lob verdienen Sprachforscher und Dichter der neueren Schule, weil sie alte Bücher und Bilder aus dem Klosterstaube hervorgeholt, und, durch sie genährt und begeistert, selbst gute Werke geliefert haben, worin das Schöne des Mittelalters neugeboren und idealisirt hervortrat. Sie hatten aber Unrecht, wenn sie alles im Mittelalter schön fanden, blind gegen alle Tollheiten und Grausamkeiten der dunkeln Jahrhunderte waren, und uns einbilden wollten, die Zeit wäre nur nachher zurückgegangen, und wir könnten nichts besseres thun, als wieder romantische Barbaren werden.

Schön war es von ihnen, die Lieder der Ritterzeit herauszugeben, und auf den herrlichen nationalen Ton, das heroische Gepräge, den Wohlklang, den Adel der Sprache, auf die vielen einzelnen Schönheiten (die nicht besser sein können) aufmerksam zu machen. Aber Unrecht hatten sie, unendlich lange Reimchroniken, worin Monotonie und Wiederholung zum Ueberdruß herrschen, als vollendete Meisterwerke anzupreisen; während sie unbarmherzig und streng genug alles Neuere, worin doch oft etwas Schönes, verkannten, verwarfen.

Gut und edel war es von ihnen, als Protestanten den alten Groll fahren zu lassen, um auch das Schöne im Gottesdienste unserer katholischen Glaubensgenossen zu schätzen; denn der Protestantismus ging wirklich zu weit, und im Geiste der Bilderstürmer protestirte man zuletzt gegen alles Schöne, das sich doch so herrlich mit der Religion verbindet. Von keinen edelgebauten Kirchen, keinen herrlichen Bildern, keiner herzergreifenden Musik war mehr die Rede! Von keinen poetischen, rührenden Sagen älterer Christen. Ein häßlicher, melancholischer Geist hatte sich vieler Protestanten bemeistert. Sie betrachteten das Leben wie ein Jammerthal, ohne Freude und Blüthen, nur mit halbwahnsinnigen Augen auf Tod, Grab, Blut und Verwesung gerichtet. Die neuere Schule zeigte das Poetische, das Heiterschöne im katholischen Gottesdienst; und darin that sie wohl. Aber sie hatte Unrecht, wenn sie den großen Schritt Luthers zur Verbesserung verkannte, wenn sie blind für die Wahrheiten späterer philosophischer Christen war, und ihre Untersuchungen seichte Aufklärung nannte; wenn sie das Kindische, Tändelnde, oft Alberne der katholischen Ceremonien der einfachen ernsten Größe des geläuterten Christenthums vorzog, einen crassen Glauben an

Wundern über Edelmuth und Tugend setzte; Herzensgüte und mildes Gefühl fade Sentimentalität schalt, und Toleranz zu einem Spitznamen lauer Gleichgültigkeit machte.

So waren damals die Meinungen der Schule, so glaube ich sie wenigstens verstanden zu haben. Uebrigens hatte Jedermann seine eignen Meinungen, Steffens auch seine und sein liebevolles Gemüth und leichtbewegtes Herz konnte sich nicht zur Kälte und Strenge neigen; so wenig wie seine Weltkenntniß und sein wissenschaftlicher Blick in die Natur ihn in Einseitigkeit erstarren ließ.

Eben sein poetisches, für jeden schönen Gegenstand offenes Gemüth, sein heiterer Witz, womit er immer Pedantereien und Eigensinn verspottete, gewannen ihm mein Herz. Er hielt naturphilosophische Vorlesungen; auch Vorlesungen über Goethes Werke, wodurch ich Vieles in dieses großen Meisters Gedichten besser verstehen lernte. Mehrerem legte Steffens einen philosophischen Sinn unter, worin ich vorher nur die schöne Darstellung des Wirklichen bewundert hatte. Ich bin später zu dieser ersten Anschauung zurückgekehrt, und glaube nicht, daß ein wahrer Dichter etwas dabei gewinnt, wenn man seine Poesie in Philosophie übersetzt. Eine schöne Idee, ein Hauptgedanke mag das Ganze zusammenhalten; die idealische Darstellung des Individuel-Menschlichen ist und bleibt immer die Hauptsache der Dichtkunst.

Goethes Faust, das am meisten philosophische seiner Werke, war auch Steffens Lieblingsgedicht, und er sagte vortreffliche Sachen darüber. Steffens eigener poetischer Geist offenbarte sich schon hier im philosophischen Gewande; und ohne selbst ein Dichter zu sein, würde er mich wohl auch schwerlich so sehr gewonnen haben; denn obschon ich mir alle die Hauptmeinungen und Hauptgedanken der Kant'schen, Fichte'schen und Schelling'schen

Philosophie in der Volkssprache von meinen Freunden übersetzen ließ, und sie so recht gut begriff, war es mir doch eine pure Unmöglichkeit, mich durch die terminologischen Systeme der reinen Vernunft, der ästhetischen Urtheilskraft, der Wissenschaftslehre und des Idealismus zu arbeiten.

Steffens Lieblingsdichter, Novalis und Tieck, las ich nun auch zu wiederholten Malen. Wie sehr entzückte mich die schöne, religiöse Sentimentalität Novalis in seinen Liedern; und die Stellen in Heinrich von Ofterdingen, wo Aeltern, Sohn, Natur und Bergmannswesen geschildert werden. Auch die blaue Blume entzückte mich, der ich mich damals zu einer gewissen mystischen Schwärmerei geneigt fühlte. Tieck war mir wieder ganz anders. Von Wackenroder und Novalis hatte er freilich eine milde Gemüthlichkeit geerbt, die sich in den Phantasien des Klosterbruders und in dem ersten Theile des Sternbolds erkennen ließ. Als aber jene Freunde gestorben waren, verschwand auch bei Tieck nach und nach dies Gemüthliche; Phantasie und Laune behaupteten ihr angebornes Recht; zuletzt schämte er sich beinahe, ein mildes Gefühl zu äußern, und schalt unaufhörlich auf Sentimentalität.

Ganz besonders ergötzte mich dieser romantische Aristophanes in seinem gestiefelten Kater, in der verkehrten Welt und im Zerbino. Ganz und gar Schöpfer dieser neuen Gattung war Tieck nun freilich nicht; denn Goethe war ihm schon in seiner freien Bearbeitung der aristophanischen Vögel mit einem würdigen Beispiele vorangegangen; weswegen man auch in den Scenen mit Hoffegut und Treugott, und mit Jeremias beim Polykomikus eine große Familienähnlichkeit findet. Tieck ist aber weit komischer und launenhafter, als Goethe. Seine Späße sind voll unendlichen Witzes und sinnreicher Beziehungen. Daß seine Satiren

eine gewisse Einseitigkeit haben, daß bei Tieck nicht die freie Goethische Weltansicht zu finden ist, daß er immer von der litterärischen Opposition seiner Schule ausgeht, fiel mir in den Jahren noch nicht recht auf. Auch genirten mich damals nicht bei seinen lustigen Festgelagen die häufigen Menschenopfer der Persönlichkeit. War doch Goethe ihm auch hier in seinen Göttern, Helden — und Wieland in seinen Xenien mit einem tüchtigen Beispiele vorangegangen.

Auch freuten mich sehr Tiecks Märchen, wo er freilich statt eines **deus ex machina**, ein wenig gar zu oft einen **Diabolus ex machina** braucht, den er, um die poetische Gerechtigkeit zu ärgern, (die er als alte Mode verwirft) meistens triumphirend abgehen läßt. Durch diese neuerfundene poetische Ungerechtigkeit wirken seine Märchen noch stärker, als die schönen phantastischen Plaisanterien des Musäus; und freilich gibt es nur zwei Arten mit dem Teufel umzugehen: entweder ihn auszulachen oder über ihn zu schaudern. Hoffmann hat nachher versucht, dies Lachen und Schaudern in ein poetisches Grinsen zu verbinden, das, (wo es nicht gar zu grimassirt ist,) nicht ohne Wirkung bleibt.

Was mich noch besonders bei Tieck ansprach, war die genaue Kenntniß, die Liebe zum ritterlichen Mittelalter, wodurch seine Schilderungen ein warmes, schönes Kolorit bekommen. Eben so wie Talma auf der französischen Bühne, statt des altfränkischen Prunkes, ein wahres griechisches Costüme einführte, so kann man sagen, daß Tieck in die deutsche Poesie ein würdiges Costüm der Ritterzeit hineingebracht hat, da man vorher mit Veit Weberschen Plumagen auf den von verschiedenen Zeitaltern zusammengeflickten Helmen vorlieb nahm, welches nicht viel besser war, als wenn

Garrick und Eckhof den Macbeth in schwarzen sammtnenen Hosen spielten. Goethe war blos zu Hans Sachs und Götz von Berlichingen hinaufgestiegen, Tieck stieg hinauf zu den Zeiten der Minnesänger und noch höher. Wie herrliche Bilder der alten Zeit hat er uns nicht in seinem getreuen Eckhart, seinen Haimonskindern, auch in seiner fromm-katholischen Genoveva dargestellt. In Octavian treten Clemens und Florenz auf, als ganz herrlich gezeichnete komische Charactere. Schade, daß der gute Tieck, der doch selbst in lyrischen Gedichten eigentlich kein Lyriker ist (er wiederholt immer dieselben Bilder wie ein Minnesänger) seine dramatischen Werke mit unpassenden Ottaverimen und Sonetten so oft überladen hat. In Octavian versteigen sich die lyrischen Klänge zu einer wahren Ueppigkeit, wobei die Poesie sehr leidet.

So urtheilte ich noch nicht über Tieck zu Steffens Zeiten; damals fand ich alles schön. Vielleicht irr' ich mich jetzt! Ich habe aber ehrlich meine Meinung über diesen großen Dichtergenius ausgesprochen, wie er über mich gesprochen hat. Wenn ich später von meinem Correggio rede, werde ich das Stück gegen seinen bittern Tadel zu vertheidigen suchen. Uebrigens werde ich den herrlichen Tieck stets lieben und schätzen, und immer wünschen, daß er mein Freund bleibe. Sind wir auch in vielen Ansichten und Meinungen verschieden; es bleibt doch immer genug übrig, was wir beide an einander lieben können.

Kurz vor Steffens Ankunft in Kopenhagen hatte ich mehrere Bogen meiner Erzählung, Erich und Roller, drucken lassen. Diese cassirte ich alle, weil ich jetzt einen ganz andern Geschmack bekommen hatte. Statt etwas Geld zu gewinnen, mußte ich beinah anderthalbhundert Thaler nach und nach für Druckunkosten und

baar bekommenes Geld wieder auszahlen, was keine Kleinigkeit für einen jungen Menschen war, der gar nichts hatte. Mit einem Buchhändler hatte ich aber Accord gemacht, der einen Band meiner Gedichte herausgeben sollte. Glücklicherweise war noch nichts gedruckt. Steffens verwarf, mit Ausnahme einiger Kleinigkeiten, auch diese ganze Sammlung. Der Buchhändler kannte den Inhalt der Sammlung aber nicht. Ich setzte mich also hin, und schrieb in größter Geschwindigkeit eine neue Sammlung, die ich ihm, statt der verworfenen, gab, ohne weiter ein Wort von dem Vorfalle zu sagen.

Viele alte dänische Heldenlieder bearbeitete ich hier in größeren Romanzen, wobei ich mich mitunter der Ottavorime bediente. Das Hauptstück der Sammlung war ein dramatisch-lyrisches St. Johannisabendspiel, das etwas an Goethes Fastnachtspiel und an die Tieckschen Satiren erinnert; das aber doch originell ist, weil es die Sommer-Scenen in unserm Thiergarten poetisch-treu darstellt, und weil das Erotische und einige phantastisch-ernste Nachtscenen auf eigene Weise damit verbunden sind. Diese Gedichte, die 1803 herauskamen, machten Aufsehen, und verschafften mir einen Namen unter den Poeten.

Dreizehntes Kapitel.

Opposition. Familienleben. Dichtungen.

Sie verschafften mir aber auch viele Feinde, weil sich Einige, die viele Freunde hatten, von den satirischen Einfällen des St. Johannisabendspieles getroffen fühlten. Die alte poetische Schule empörte sich natürlicherweise gegen die neueren Meinungen und Ansichten. Sie fanden den Spott über Aufklärung und Nützlichkeit ungerecht, und die Verehrung der Phantasien des Alterthums gefährlich und unvernünftig.

Ein älterer Litterator, sonst ein lieber Mensch und mein guter Freund, Pavels, nachher Bischof in Bergen, schrieb eine harte Kritik über meine Gedichte; ich rächte mich in einer, gegen meine sonstige Gewohnheit, ziemlich beißenden Satire, und das machte denn die Spannung noch ärger. Bald fühlte ich, daß ich mit den Freunden der alten Schule nicht, für's erste, im geselligen Verkehr leben konnte. Im dramatischen Verein bekam ich gar keine Rollen mehr, und ich schied nach einigen Mißhelligkeiten aus der Gesellschaft.

In Dreyers Klub saßen eines Tages Johann Christian Oer-

sted und ich zusammen bei einem festlichen Mahle. Mehrere Lieder waren bei dieser Gelegenheit verfaßt und wurden gesungen. — Ein Geschäftsmann, mit dem ich in keinem weiteren Verkehr stand, (er gab sich mit schöner Litteratur gar nicht ab, ich wußte nur von ihm, daß er ein guter Rechenmeister sei) saß uns grade gegenüber. Es wurde ein Lied von einem guten Prediger gesungen, der aber nicht eigentlich Dichter war. — Als das Lied geendigt ist, faßt mein Gegner mich scharf in die Augen und sagt: „Das war eine sehr schöne Melodie!" — „Ja, sehr schön!" antwortete ich. — „Das war auch ein sehr schönes Lied!" — „O ja!" antwortete ich höflich. — „Ja!" versetzte er hitzig, „es ist freilich keines von diesen neumodischen Liedern, die jetzt gemacht werden, und die, wie ich finde, wahrer Dreck sind. Doch was verstehe ich davon?" — Kalt antwortete ich: „Kein Mensch kann von Ihnen verlangen, daß Sie sich auf Poesie verstehen sollen. Alles was man verlangen kann, ist, daß ein alter Mann sich nicht wie ein Knabe betrage." Der erhitzte Mann sprang jetzt vom Tische auf und rief: „Hiemit thue ich der Gesellschaft kund, daß mich Herr Oehlenschläger einen Knaben gescholten hat."

Es entstand augenblicklich ein großer Tumult und Viele glaubten gleich unbesehen, daß ich Unrecht habe. Um nun die Freude der Gesellschaft nicht zu stören, und weil ich nicht einsah wie dieser Streit auf eine würdige Weise geschlichtet werden konnte; weil ich auch fürchten mußte, daß sich solche Scenen wiederholen könnten, erzählte ich kurz den Umstehenden den Zusammenhang, verbeugte mich und sagte: „Ich melde mich aus der Gesellschaft heraus!" — „Und ich auch!" rief mein treuer Johann Christian Oersted, der Zeuge von Allem gewesen war, und den das Betragen gegen mich sehr verdroß. So gingen wir beide ab, wodurch

meine Sache viel in der öffentlichen Meinung gewann, und wodurch mein Abzug mehr einem Triumphe als einer Flucht ähnlich sah.

Ich habe diese Scene erzählt, nicht aus Unmuth nach sechs und zwanzig Jahren gegen einen Mann, der mir weder vor- noch nachher etwas zu leide gethan, so wenig wie ich ihm. Ich weiß, wie leicht einem ein unüberlegtes Wort entschlüpfen kann. Ich erzähle es nur, weil das Motiv einer solchen öffentlich bekannten Begebenheit mit in meine Lebensbeschreibung gehört, und weil dieser Zug mit zur Characteristik der Zeit beiträgt.

So lebte ich denn nachher mehr zurückgezogen in meinen häuslichen Kreisen; besonders bei Rahbeks und Oersteds. Die Rahbek war immer liebenswürdig und interessant, und doch war sie von meiner Schwester ganz verschieden. Steffens kam oft in beide Häuser, und befand sich sehr wohl da. Unser Verhältniß zu Rahbek war eigen. Er war, so zu sagen, unserer beider erster Geschmackslehrer gewesen, und stand noch als Haupt und Wortführer der alten Schule, wogegen wir opponirten. Und doch blieben wir immer recht gute Freunde, denn Rahbek ließ auch uns etwas gelten, und sprach oft in seinen Blättern in einem vermittelnden, vergleichenden Ton. Freilich rühmte er immer vieles, was wir nicht leiden mochten, auch äußerten wir vieles, was ganz gegen seinen Glauben war; er war aber eben so tolerant als eigensinnig. Disputiren wollte er nicht; mit erzählten Beispielen und witzigen Einfällen wußte er sich immer aus der Sache herauszuziehen. Wenn wir unsere Meinungen sagten, schwieg er und sah aus dem Fenster heraus, wovon er über Land und See eine sehr schöne Aussicht hatte; fingen wir gar zu begeistert an, so ging er in sein Studirzimmer, wo seine Kanarienvögel frei auf

den Büchern herumflogen, und kam erst wieder herein, wenn wir essen sollten. Wenn dann ein Glas Wein die Gemüther erheitert hatte, bekam gewöhnlich, statt der philosophischen und lyrischen, das Gespräch eine epische Wendung. Rahbek erzählte uns dann Anecdoten und Characterzüge einer früheren Zeit, wobei wir eben so sehr sein Gedächtniß bewunderten, das nicht blos alle Namen, sondern auch Taufnamen der Menschen, alle Ortsbenennungen und Jahreszahlen behalten hatte, wie seinen Witz und die Laune, womit er erzählte.

Besonders freute es mich, etwas von Ewald und Wessel zu hören. Wie Ewald als junger Student nach Deutschland gegangen wäre, sich im siebenjährigen Kriege zum Tambour hätte anwerben lassen, wie er wieder desertirt und nach Hause gekommen, Cantaten bei Friedrich des Fünften Tod und Christian des Siebenten Krönung gemacht; flott gelebt; wie er, wenn er einen Rausch hatte, seinen Degen gezogen, ins Pflaster geschlagen, so daß ihn die Funken umstoben, und dabei gerufen hätte: „Jetzt grassirt der Poet Ewald!" Wie Rahbek einmal als junger Mensch ihn besucht, sehr bescheidene Complimente gemacht, und wie Ewald ihn aufgemuntert und gesagt hätte: „Rühme mich nur frischweg, lieber Junge! ich mag es gern hören." Wie er endlich krank geworden und bettlägrig seine brutalen Klatscher geschrieben; wie ihm der Doctor statt des gewohnten Punsches Thee verordnet hätte; und wie Ewald sich deshalb genöthigt gesehen hätte, seinen Punsch, dem er nicht entsagen konnte, aus einer Theekanne in Tassen zu schenken und so zu trinken.

Von Wessel erzählte Rahbek uns, wie er einmal betrübt und hypochondrisch an einem schönen Tage bei einem Seiler vorbeigegangen, der erstaunlich von der Hitze litt, weil er zwei Hemden an-

gezogen hatte. Der Seiler behauptete: „nichts in der Welt könne wärmer sein als zwei Hemden." Worauf ihn Wessel ruhig gefragt hätte: „Was sagt Ihr denn von dreien, Gevatter?" Ein Freund besuchte ihn, und fand drei Bücher auf seiner alten Commode. „Teufel noch einmal," rief der lustige Freund, „gehören alle diese Bücher Dir, Wessel?" — „Nein," antwortete er, „ich habe die meisten geliehen." Ein vermögender Freund hatte trefflichen Rum bekommen, und lud Wessel ein zu sich, einen guten Punsch zu trinken. „Freund!" sagte Wessel, „schicke mir lieber ein Paar Bouteillen ins Haus! Ich trinke den Rum am liebsten trocken." Eines Sommers wohnte er in der Vorstadt, in einem der äußerst gelegenen Häuser, das an's Feld gränzte. „Besuche mich einmal draußen," sagte er zu einem jungen Schauspieler, „ich wohne jetzt ganz excellent in der schönen Natur." Der Schauspieler kam; man sagte ihm, Wessel sei in's Feld hinausgegangen. Da stand der Galgen auf einer Mauer (von dem ich vorher gesprochen habe) — damals nichts Gräuliches, und der Galgen war in vielen Jahren nicht gebraucht. Und drinnen im Grase, der einzige schattige, kühle Ort der Gegend, lag Wessel, in einem Buche lesend, „mitten in der schönen Natur!"

„Nein Wessel", sagte einmal ein Freund zu ihm, „Du mußt doch endlich Dein Glück machen, Du mußt den Minister Güldberg besuchen, er ist selbst ein Gelehrter und guter Kopf; er wird etwas für Dich thun." „Unmöglich! Es geht nicht!" — „Warum?" — „Ich habe keine Perücke!" — „Die will ich Dir leihen." — „Ich habe auch keine seidenen Hosen!" — „Sollst Du auch bekommen." Er ging zum Minister. Der Minister fragt: „Wer sind Sie?" „Ich bin Wessel!" Der Minister kennt ihn noch nicht recht. Wessel meint: die ungewöhnliche Perücke mache

ihn unkenntlich, er nimmt sie also ab und steckt sie in die Tasche. Jetzt kennt ihn Güldberg, und fragt: „womit er ihm dienen könne?“ Antwort: „Ihro Excellenz, es müßte ein Amt sein, wo viel zu verdienen und wenig zu thun wäre, denn dazu fühle ich mich vorzüglich aufgelegt.“ Güldberg weiß noch nicht, was er mit ihm anfangen soll; dreht verlegen seine goldne Dose in der Hand, und bittet ihn doch wieder, zu sagen, womit er ihm dienen könne? — „Nun,“ sagte Wessel — dem es zu weitläuftig wurde — „so geben Sie mir gefälligst eine Prise Tabak!“ Die bekam er, verbeugte sich dankbar und ging seines Weges.

Natürlicherweise wollte Wessel kein Amt haben, er meinte, als ausgezeichneter Dichter, der dem Vaterland Ehre und Freude machte, eine Pension zu verdienen. Aber damals war man noch nicht so weit gekommen, zu glauben, daß ein großer Dichter, als solcher, Lebensunterhalt verdiene. Kann man es den Armen verdenken, wenn sie zu Bachus ihre Zuflucht nahmen, um in seinen Nebelwolken eine Welt zu vergessen, die sie verschmähete?

Doch muß man auch der Wahrheit zu Liebe sagen, daß Ewald und Wessel gar zu wenig für sich selbst thaten, und sich in einer gewissen unthätigen, unordentlichen Lebensart gefielen, die sie zuletzt zu Grunde richtete. Einen wunderbaren Gegensatz bildeten sie zum vorhergehenden Holberg, der als Hagestolz sehr fleißig, sehr sauber, knapp und beinahe geizig lebte, so daß er zuletzt für sein durch Schriften zusammengespartes großes Vermögen eine Baronie kaufen konnte, die er bei seinem Tode dem Vaterland vermachte.

Ich werde mir keine Baronie kaufen können, ich habe aber vier allerliebste Kinder, an deren Erziehung ich nichts gespart habe, und das ist besser als eine Baronie.

Solche Anecdoten also konnte Rahbek zu Duzenden erzählen; auch hörte ich gern etwas von seiner dramatischen Reise in Deutschland, wie er nur von Theater zu Theater reiste, nur mit Schauspielern und Schauspieldichtern lebte, und sich in einen Winkel der Postkutsche drückte, wenn er von dem einen nach dem andern Orte reisen mußte, um nicht von Aussichten und Naturschönheiten in seinen Kunsterinnerungen gestört zu werden. Musik und bildende Künste hatten für ihn nichts Anziehendes; destomehr aber die wahre scenische Darstellung der Charactere. In alter und neuer Litteratur hatte er eine große Belesenheit. In litterarischer Bildung stand er (Baggesen ausgenommen) allen Dichtern seiner Zeit voran; und, aller seiner Eigenheiten ungeachtet, war er doch der Billigste von allen.

Seine Frau, obschon viele Jahre jünger als er, hing an ihm mit voller Seele, und hatte sich, aller ihrer Talente ungeachtet, angewöhnt an seinen Geschmack zu glauben. Das fanden wir nun recht schön, suchten sie aber doch mitunter an ihrem Glauben irre zu machen. Glücklicherweise hatte sie einen Character, der sich recht für ihre Lage schickte. Sie sprach selten von Poesie. Sie hatte ein edles Herz, ein schnelles Gedächtniß, einen außerordentlichen Witz, die größte Leichtigkeit, alle mechanischen Schwierigkeiten zu überwinden. Allein die Phantasie mangelte ihr, um lange bei einer Anschauung zu verweilen. Der Witz und die Laune spielten immer in ihrer Seele mit einer erstaunlichen Lebendigkeit. Wenn sie ernst war, war sie meistens traurig. Sie las die Bücher besonders der Sprachen wegen. Sie verstand trefflich deutsch, französisch, englisch, italienisch, spanisch, und in ihren letzten Jahren auch lateinisch und griechisch; man hörte sie aber nicht gern und lang eine fremde Sprache reden. Sinn für das Schöne zeig-

te sie mehr in der Malerei, (sie zeichnete selbst gut) und in der Gärtnerkunst; sie war eine treffliche Gärtnerinn, und — obschon kränklich — saß sie doch immer auf dem Hügelhause, wie eine Flora oder Pomona von den herrlichsten Blumen und Früchten umgeben; und der Witz und die Laune blühten noch schöner. Sie hörte uns also schälkisch zu, ließ Einiges gut, Vieles dahingestellt sein, und griff nie unsere Truppen wieder an mit der Infanterie der Gründe oder Gegenbeweise. Wenn wir uns aber eine Blösse gaben, oder wenn ein Loch in die Gedankenreihe gebrochen wurde, dann konnte Murat nicht schneller mit seiner Cavallerie einhauen, als sie mit ihren geflügelten Witzen uns in die Flanke fiel, eine erstaunliche Metzelei anrichtend, wobei wir selbst, lautlachend, helfen mußten.

Meine Schwester war ganz anders, und doch in vielen Dingen der Nahbek sehr ähnlich. Sie war eben so witzig, eben so geistreich, eben so lebendig. Sie hatte aber nicht das Sprachtalent und die mechanische Geschicklichkeit der Nahbek; diese hatte erstaunlich viel gelernt, meine Schwester blutwenig; allein mit unglaublicher Schnelle wußte sie sich bald das Nöthige zu verschaffen. Sie fing an den Götz von Berlichingen selbst zu lesen, als sie kaum das zweite Wort verstand; wie sie aber damit fertig war, hatte sie das Meiste und Wichtigste sehr wohl verstanden. Sie war sehr poetisch, die Freude der Wehmuth kannte sie im vollen Maaße, und ihr reizbares Gefühl exaltirte sie mitunter gar zu sehr. Nie lernte sie eine andre fremde Sprache als Deutsch, und selbst das nicht grammatikalisch; weil sie aber viel mit Deutschen umging, so sprach sie vortrefflich, das will sagen: im Genius der Sprache, mit allen Idiotismen und Redensarten, obschon sie sich, wie alle Dänen, (und wie ich noch) nie vor kleinen Fehlern hüten konnte.

Sie kleidete sich mit Geschmack, nähete selbst alles was sie brauchte, putzte sich gern, (sie war sehr wohl gewachsen,) und spazierte viel. Die Rahbek saß entweder zu Hause, oder machte Reisen nach Hamburg. Fremde Gesellschaften liebte keine von ihnen; bei sich hatten sie aber täglich einen kleinen Kreis gebildeter Freunde. Meine Schwester war sehr häuslich, hielt nur ein Dienstmädchen, und kehrte gern selbst die Stuben; was man aber an ihren weißen Händen nicht hätte vermuthen sollen. Sie litt in ihrer Jugend stark an den Blattern, die Narben waren aber ziemlich verwachsen, sie hatte eine frische Farbe und große, freundliche, lebendige Augen. Die Rahbek war sehr mager; ihre schönen, großen, blauen Augen sahen, wenn sie still war, nicht recht heiter aus, weil sie zur Hypochondrie sich neigte.

Ihr, meine zwei geliebtesten Freundinnen der Jugend, mit denen ich so viele schöne Jahre verlebte, Ihr seid jetzt in der Ewigkeit, und meine irdischen Augen sehen Euch nie wieder! Vergebt, wenn ich mit gar zu matten Farben die holden Bilder Eurer Persönlichkeit nach der Erinnerung gemalt habe; ich wollte so gern, daß die größere Welt auch etwas von Euch erführe.

Bei meiner Schwester, die in derselben Straße mit mir wohnte, hatte ich mein eigenthümliches Standquartier, und da las ich den Freunden beinahe jeden Abend etwas vor. Die Werke, die wir so mit einander genossen, und worüber wir nachher urtheilten und sprachen, waren: Voßens Homer, Tiecks Don Quixote, Schlegels spanisches Theater, Tiecks und Novalis Schriften, Vieles von Goethe und Schiller, Schlegels Shakespeare ꝛc.

Steffens reiste im ersten Sommer unserer Bekanntschaft nach Norwegen als Geognost. Ich dichtete in diesen Paar Jahren Vieles. Erst umarbeitete ich den Schlaftrunk für Weyse. Der

lustige, phantastische Humor der Shakespearschen Komödien hatte mich angesprochen, und ich fühlte mich im Geiste mit dieser dramatischen Heiterkeit verwandt. Ich fühlte, was nachher Jean Paul so schön in seiner Aesthetik ausgesprochen hat: „Auch die humoristischen Charaktere Shakespeares sind allgemeine, symbolische, nur aber in Verkröpfungen und Wülste des Humors versteckt.“ — „Der Scherz fehlt uns blos aus Mangel an — Ernste; an dessen Stelle der Gleichmacher aller Dinge, der Witz trat, welcher Tugend und Laster auslacht und aufhebt. — Der freie Scherz wird dann nur gefesselte Anspielung. Der Humor ist das umgekehrt Erhabene. Der gemeine Satiriker mag ein Paar wahre Geschmacklosigkeiten und sonstige Verstöße angreifen, und an seinen Pranger befestigten, um sie mit einigen gesalzenen Einfällen zu bewerfen, statt mit faulen Eiern; aber der Humorist nimmt fast lieber die einzelne Thorheit in Schutz, weil nicht die bürgerliche Thorheit, sondern die menschliche, d. h. die allgemeine, sein Inneres bewegt. — Der Humorist erwärmt, der Spötter erkältet die Seele. — Aber zu solchem Lebenshumor ist jetzt weniger unser Geschmack zu fein, als unser Gemüth zu schlecht.“ So spricht Jean Paul.

In diesem Gefühle umarbeitete ich Bretzners Schlaftrunk. Der ganze Dialog, die Laune und die Einfälle, wodurch die komischen Gestalten dieses Singspiels Persönlichkeit gewinnen, gehören meistens mir; obschon sich auf Bretzners lustigen Grund gut bauen ließ. Dies Stück ließ Weyse, nachdem er etwas über die Hälfte komponirt hatte, in zehn Jahren liegen; dann machte er es fertig. Die Musik ist wunderschön, das Stück wurde meisterhaft von Frydendal und Knudsen, (wie später von Ryge) gespielt;

machte viel Glück, und erregt noch immer, wenn es gespielt wird, ein außerordentliches Gelächter.

Wie ich mich in dieser Dichtart etwas geübt hatte, und der Concertmeister Schall mich bat, ein Singspiel für ihn zu schreiben, schrieb ich Freias Altar; welches heitre, arglose Stück oft ein tragisches Schicksal gehabt, wenn es aufgeführt werden sollte. Der Oberhofmarschall Hauch, dem ich es vorlas, lachte sehr darüber, und fürchtete nur, daß es vielleicht gar zu lustig sei. Die Censur verwarf das Stück. Ohngefähr zu selbiger Zeit hatte sie Mozarts Don Juan verworfen, weil darin ein Geist vorkommt; und weil der Kapellmeister Kunzen die von der Censur vorgeschlagene Aenderung, „daß ein Freund Don Juans den Geist spielen sollte, um ihn moralisch zu verbessern," nicht billigte. Freias Altar ward gedruckt, und machte viel Glück bei Alten und Jungen. Es ward in Gesellschaften oft vorgelesen, auf vielen Privattheatern gespielt; sogar öfter zum Benefice für arme Leute. — Wie ich aber das Stück einige Jahre später auf die Bühne als Schauspiel bringen wollte — entstand ein großer litterarischer Lärm, der gar zu unangenehm und langweilig war, als daß ich ihn hier erneuen sollte. Noch zum drittenmale ließ ich mich von einem vorzüglichen Schauspieler dazu überreden, das alte Singspiel mit Musik von verschiedenen Componisten aufführen zu lassen. Die Rollen waren aber nicht glücklich vertheilt, neue Gegner fingen wieder an zu lärmen, und das Stück herunterzureißen, und so ließ ich wieder diese humoristischen Bilder zurücktreten. Im Rauch und Dampf hatte man sie doch nicht gesehen; um das Heitre darstellen und genießen zu können, muß man selbst heiter und ruhig sein.

Später ist Freias Altar in Christiania in Norwegen mit Beifall aufgeführt worden. Ich hatte zur Zeit, als ich Freias Altar dichtete, das Heldenbuch gelesen, die treuherzige, derbe Manier, die heroischen Holzschnitte, die kurzen Zeilen mit den kecken Reimen gefielen mir; ich meinte, daß Thors Abentheuer in Edda sich in diesen Reimen gut ausnehmen müsse. So schrieb ich ein Gedicht in fünf Gesängen; und habe es nachher meinem größeren epischen Gedichte, Nordens Götter, einverleibt.

Nach einer Fabel der ältern Edda schrieb ich auch Baulundurs Saga. Eine kleine Reise nach der Insel Langeland veranlaßte einen Cyclus von Gedichten, den ich die Langelandsreise nannte. Auf dieser Reise freute mich, außer der schönen blühenden Insel-Natur, besonders die alte große Domkirche in Rothschild, wo so viele Dänenkönige, (selbst Harald Blauzahn und Swend Estrithsen) begraben sind. Drauf schrieb ich das Evangelium des Jahres, in welchen Gedichten ich die jährliche Natur als eine Allegorie der Geschichte Jesu darzustellen wagte. Das Hauptgedicht dieser Periode war doch Aladdin, oder die Wunderlampe. Ich ergriff mit jugendlicher Freude und Begeisterung eine der schönsten Erzählungen in Tausend und einer Nacht. Und die natürliche Aehnlichkeit, die dieses Märchen mit meinem eignen Lebensverhältnisse hatte, gab vielleicht dem Ganzen etwas Naives und Anziehendes, was das Colorit verstärkte. Hatte ich doch selbst in dem bei mir entdeckten Dichtungs-Vermögen eine Wunderlampe gefunden, die mich in Besitz aller Schätze der Welt setzte; und die Phantasie war nur ein Geist des Ringes, der mich überall hinbrachte, wo ich wollte. Meine Bildung hatte sich auch ziemlich schnell entwickelt, wie Aladdins; und ich hatte,

wie er, eben die Liebe kennen gelernt. Meine Mutter war gestorben, und wie ich Aladdins Wiegenlied am Grabe seiner Mutter schrieb, flossen meine Thränen auf's Grab meiner eignen. So hatte diese Fabel eine Beziehung auf mein eignes geistiges Leben, womit ich iconisirte, und welches ich mir unter dem Dichten mitunter recht wohl bewußt war.

Vierzehntes Kapitel.

Räuber. Sonnenfinsterniß. Symposion.

Zwei Sommermonate wohnte ich mit Steffens in der Friedrichsberger Allee, und brachte glückliche Stunden mit ihm zu. Doch muß ich bei dieser Gelegenheit ein tragikomisches Abentheuer erzählen. Wir wohnten im Erdgeschoß, und die Fensterladen wurden alle Abende zugemacht; woraus folgte, daß es in unsern Stuben stichdunkel war, bis wieder geöffnet wurde. Nun hatte ich in den Jahren, und viele Jahre nachher einen wunderlichen Traum, eine Art von Alpdruck, der oft wieder kam. Es träumte mir nemlich, daß ich in meinem Bette lag, wie ich wirklich that; ich erkannte mein Schlafzimmer deutlich wieder, nur sah ich im Halbdunkel einen Räuber sich meinem Bette nahen, der mich ermorden wollte. Glücklicherweise glaubte der Räuber, daß ich noch schliefe; indem er sich also langsam näherte, um mir den Dolch in die Brust zu stoßen, richtete ich mich in Todesangst leise auf, um aus dem Bette zu springen, mich hinter ihn zu schleichen, und ihm den Dolch aus der Hand zu reißen. Kaum war ich aus dem Bette herausgesprungen, so erwachte ich, fand mich zitternd im bloßen Hemde

mitten in der Stube, legte mich gleich wieder ruhig ins Bett, und schlief süß und ungestört die übrige Nacht. — Erst in spätern Jahren, wo ich mich des einzigen Schnapses, den ich sonst Abends trank, entwöhnte, und Wasser in meinen Wein gieße, ist der Räuber weggeblieben. Meine Gespräche mit Steffens, wobei mitunter die Phantasie erhitzt und das Blut in stärkere Wallung kam, trugen wohl auch etwas bei, den Räuber herzulocken. Ich habe schon erzählt, wie ich einmal bei ihm schlafend aus dem Bette sprang; das lief aber damals ziemlich friedlich ab, und er merkte nichts. Hier aber wecke ich ihn einmal in der Nacht mit einem außerordentlichen wiederholten Angstgeschrei, als wenn mir ein Messer in der Kehle stecke. — „Mein Gott!" ruft er, „was ist das? — „Mörder, Räuber", erwiedere ich röchelnd, „ich werde ermordet!" „Heiliger Gott," ruft er, und stürzt über mich zum Bette hinaus in der pechschwarzen Nacht, wo er gar nichts sehen konnte, und mir also auf's Wort glauben mußte. — Jetzt hatte ich mich erholt: „Ach!" seufzte ich langsam und ruhiger, „es war nur ein Traum." Aber jetzt war die Reihe an ihn gekommen, zu phantasiren. „Das ist mir hol mich d. T. alles eins," rief er; „ich muß Gewißheit haben. Ich schlage Feuer! Ich hole meinen Säbel." — So hörte ich ihn im Finstern herumtappen, er ging in die andere Stube, zündete das Licht, und es dauerte nicht lange, so trat er mit wüthender Geberde, und dem gezogenen Schwerte wieder ins Schlafzimmer herein. — Jetzt glaubte ich, daß er wahnsinnig geworden, und rief: „Steffens, um Gottes Willen, ich bitte Dich, brauche doch Vernunft, der Traum ist schon fort! Willst Du ihn noch mit gezogenem Schwerte wegscheuchen." Jetzt wandte sich sein Zorn gegen den Räuber in Verdrießlichkeit gegen mich. — „Ja, mein Bester", sagte er, „das ist

recht gut; es ist aber doch gar zu toll, solche Träume zu haben; besonders wenn die Fensterladen geschlossen sind. Ich mußte Dir ja auf's Wort glauben." — „Ich danke Dir, theurer Freund", rief ich, „für Deine Tapferkeit, und weil Du mein Leben retten wolltest. In der Noth soll man seine wahren Freunde kennen lernen. Nimm es nun aber nicht weiter übel, daß es kein wirklicher Mörder war! Ich werde mich künftig vernünftigerer, wahrhafterer Träume befleißigen. —"

Als Steffens weggereist war, spielten die zugeschlossenen Fensterladen bei einer andern Gelegenheit mir noch einen Schabernack. Ich hatte einen alten Kerl zum Bedienten, einen verunglückten schwedischen Schuhflicker, der zugleich mein Frühstück besorgte, und der einmal, weil er kein Stiefelwachs hatte, meine Stiefel mit Butter schmierte. Er hatte Frau und Kinder in der Stadt, kam alle Morgen um sieben Uhr, machte die Fensterladen auf, und weckte mich, wenn ich noch schlief. Eines Abends hatte ich gehört, daß Morgen um fünf Uhr eine große Sonnenfinsterniß eintreffen würde. Ich dachte, das mußt du auch sehen; schwärzte mir ein Glas, um dadurch in die Sonne zu sehen, und sagte dem Schuhflicker, er müsse präcise um fünf Uhr da sein, die Fensterladen aufmachen, und mich aus dem Schlafe rufen, damit ich die seltne Naturbegebenheit wahrnehme. Den nächsten Morgen wache ich selber auf; es ist aber still und rabenschwarz rund um mich. Ich drücke mein Haupt wieder in die Kissen, und schlafe wieder ein. Endlich erwache ich zum zweitenmale. — Noch alles ruhig und dunkel. Ich denke: sollte es doch nicht bald fünf Uhr sein? Ihm sei wie ihm wolle, ich kann gar nicht mehr schlafen, und will aufstehen. Ich öffne die Fensterladen ein wenig, um mich in der Geschwindigkeit anzuziehen, drauf stürzte ich mit meinem geschwärz-

ten Glase in den Garten heraus. Ein brennender Sonnenschein begegnete mir, aber deshalb ließ ich mich nicht irre machen. Ich gucke durch's geräucherte Glas auf die Sonne. Zwei junge Damen saßen auf einer Bank im Schatten. Als sie mich so lange stehen sahen, fragte mich die eine: „Wonach sehen Sie?" — Ich antwortete: „Ich sehe nach der Sonnenfinsterniß, gnädiges Fräulein! sie ist aber noch nicht angegangen. Jetzt muß die Uhr doch wohl bald fünfe sein." — „Mein Gott," rief sie lachend, „es ist ja jetzt eilf Uhr! Seit sechs Stunden ist schon die Sonnenfinsterniß vorbei." — „Nun", rief ich entrüstet, „daran ist wieder kein Anderer schuld, als der verdammte Schuhflicker! Ich will ihn aber mores lehren." Sie sahen mich staunend an; als sie aber hörten, wie der Schuhflicker heute nicht da gewesen, meine Fensterladen aufzuschließen, begriffen sie erst meine Rede.

Im zweiten Sommer unserer Bekanntschaft reiste Steffens nach Halle, um seine schöne Braut Hanna Reichardt zu holen, wodurch unser geselliger Kreis vermehrt und belebter wurde. Ein Jahr darauf verließen sie uns leider wieder, und Steffens ging nach Halle als Professor. Bei seiner Abreise veranstaltete ich ein Fest, ihm zu Ehren, bei welcher Gelegenheit ich mein erstes deutsches Lied dichtete, damit es seine Frau verstehen sollte.

Kurz nachher reiste ein Freund meines Jugendfreundes W. nach Westindien; sie veranstalteten beide bei dieser Gelegenheit ein großes Gastmal, wo es besonders auf ein Zechen abgesehen war, weshalb sie auf ihren Einladungskarten das Fest selbst ein Symposion nannten. Zu Ehren meiner Landsleute muß ich sagen, daß schon in meiner ersten Jugend das eigentliche Besoffensein eine Seltenheit war. Selbst unter den Bauern fing Holbergs Jeppe an, mehr und mehr ein interessantes Bild der Vorzeit zu werden;

nur die Matrosen betranken sich noch mitunter, weil sie fanden, daß das Trinken mit zu ihrem Elemente gehöre. Hamlets Tadel also

„This heavy-headed revel, east and west,
Makes us traduc'd, and tax'd of other nations
They klepe us drunkards etc.“

paßte nicht mehr. Dagegen hatten wir sehr viele Traditionen von lustigen Trinkgelagen verschwundener Zeit, wobei viel Witz und Humor sich gezeigt hatten; und eine solche veredelte bachantische Blüthe war es, die unsre Freunde durch Kunst wieder hervorbringen wollten.

Zum Treibhause dieser Bachusblüte ward also ein romantisch liegendes Gasthaus mitten im Walde, zwei Meilen von der Stadt gewählt; und damit nichts Brutales oder Widriges sich der frohen Ausgelassenheit vermählen sollte, bestand die große Gesellschaft meistens aus gelehrten, gebildeten, talentvollen Leuten, die weder zu jung noch zu alt waren. Jetzt ging es denn auf ein Zechen los, und die Kunst bestand darin, so toll und ausgelassen als möglich zu sein, ohne einander zu beleidigen, und ohne abgeschmackt zu sein; das Conventionelle und Formelle konnte man dagegen, so viel wie man wollte, übertreten; auch durfte keiner die Ausgelassenheit eines andern übel nehmen. Das Haus war von den großmüthigen Wirthen den Gästen Preis gegeben; und die Freude des Berauschten: Fenster und Spiegel entzwei zu schlagen, was in der Natur des Rausches liegt, weil der Mensch in diesem Zustande gern seine erregte Phantasie mit einer plötzlichen abentheuerlichen Verwandlung ergötzt, stand ihnen allen frei, und ward auch mitunter mitten in einem ernsten Gespräche ausgeübt;

so daß man kenntnißreiche Männer, wichtige Dinge miteinander abhandelnd, bald einen kleinen Spiegel, bald eine Fensterscheibe im Vorbeigehen zerschlagen sah, ohne dabei der sinnigen Rede Einhalt zu thun. Einer der Geladenen, mit meinem Freunde Johann Christian Oersted auf und abgehend, warf ihm plötzlich ein wenig rothen Wein aus seinem Glase in die Busenkrause, und bat ihn drauf sehr freundlich: es um Gottes Willen nicht übel zu nehmen. „Ei", sagte Oersted, „da müßte ich ja ein dummer Mensch sein, wenn ich so was übel nehmen könnte." — Ein trefflicher Schauspieler, von uns allen geliebt, hatte diesen Abend einen rührenden Vater in einem Stücke von Kotzebue gespielt, und kam etwas spät, als wir andern schon ziemlich gezecht hatten. Weil er noch nüchtern war, wollte er satirisch sein; ich sagte aber: „Lieber Freund, wir sind schon weit über die Satire hinaus; spute Dich, lustig und frohen Muthes zu werden!" Kaum hörte er das, so setzte er eine Flasche an den Mund; mit unglaublicher Schnelle hatte er uns bald alle eingeholt, und war der gemüthlichste Mensch von der Welt; weil es ihm aber zuletzt zu heiß ward, warf er Stiefel und Oberkleid ab, und spazierte munter herum in sehr anständigen Unterhosen; was auch viele andre der Gesellschaft thaten; denn es war eine heiße Jahreszeit. So ward er in einen Wagen gesetzt, und einige wollten ihn entführen; seine Abwesenheit wurde aber bald bemerkt; reitende Boten wurden ihm nachgeschickt, die ihn eine Viertelmeile weit entfernt wieder einholten und im Triumf zurückbrachten. Wir standen alle in der Thüre, um ihn zu begrüßen; und indem er aus dem Wagen stieg, grüßte er sehr holdselig zu allen Seiten, und sagte: „Es war ein Mißverständniß, meine Herren! Es war ein Mißverständniß!"

Die Wirthin, die auch froh war, weil sie alles auf Rechnung schreiben konnte, characterisirte den Zustand der Gäste nach den entzweigeschlagenen Sachen, und sagte zu ihrem Mädchen: „Jetzt sind sie bei den Fenstern. Jetzt sind sie bei den Spiegeln" 2c.

Zuletzt fing die Natur doch an ihr Recht zu behaupten, viele wurden schläfrig und gingen in die Zimmer hinauf, wo für ihre Bequemlichkeit gesorgt war. Einige hatten sich ein wenig an dem Glase geschnitten, andere waren seekrank. Weil nun die besten jungen Aerzte Kopenhagens dabei waren, so theilten sie ihre Patienten ein, wie auf dem Hospitale, in chirurgische und medicinische, besuchten sie fleißig und heilten sie bald. Endlich fuhren wir zur Stadt zurück. Den Nachmittag darauf hatten aber unsre Wirthe die ganze Gesellschaft wieder zu einem großen Thee auf der Schießbahn eingeladen, damit man zusammen die lustigen Erinnerungen des gestrigen Tages genießen könne. Gute Abentheuer wurden nun erzählt, welche einige auf der Zurückreise gehabt. Sie wollten nemlich auf dem Wege in ein anderes Wirthshaus absteigen und frühstücken; weil es aber erst drei Uhr morgens war, und man ihnen nicht aufmachen wollte, krochen sie über die Mauer; da saßen sie noch droben, als der Wirth im bloßen Hemde mit einer Flinte heraus kam, und sie wie Sperlinge herunterschießen wollte, weil er glaubte, daß sie Räuber seien. Mit Schreien und Fluchen hatten sie ihn aber davon abgehalten und beruhigt, indem sie ihn versicherten, sie wären Gentlemen, in der freundlichen Absicht gekommen, ihm etwas zu verdienen zu geben.

Mit diesem heitern und ungewöhnlichern Symposion nahm auch ich Abschied von meinem Vaterlande und den alten seeländischen Wäldern. Denn mein Plan war jetzt gefaßt; ich gab die Jura auf, ich fühlte, daß mich die Natur zum Dichter bestimmt

habe, und daß es vergebens sei sich gegen die Natur zu sträuben. Meine Braut war meiner Meinung, und mit mir ganz einverstanden. Freilich wußte ich, daß, wenn ich die große Heerstraße verließe, verließe ich auch den sichern Weg zu künftiger Versorgung; es ahnete mir aber, daß ein schmaler Steig, der freilich über sumpfige Wiesen ging, wo man leicht stecken bleiben könnte, mich schneller zum Ziele führen würde.

Ich hatte erst beschlossen, mich auf das Isländische zu legen, die alten Sagen herauszugeben, und schon bei der Kunstacademie angesucht, ob man mir nicht ein Lokal der Academie erlauben wolle, Vorlesungen über die nordische Mythologie zu halten; weil mir keine academische Würde solches bei der Universität erlaubte. Ich sprach deswegen mit dem Maler Abildgaard, Thorwaldsens Lehrer, Professor, Justizrath und Direktor der Academie. Dieser lange, schmale Mann hatte viel Naturel, viel Talent und große Kunstfertigkeit; er war aber mehr zum Bildhauer als zum Maler geboren; doch auch als Bildhauer würden ihm ein seltsamer Eigensinn, und eine zur zweiten Natur gewordene bizarre Manier geschadet haben. Denken und Zeichnen konnte er, und so muß ihm Thorwaldsen danken, als ein großer Philologe seinem verständigen Rektor, der ihn in frühen Jahren, mit sinnigen Anweisungen, zugleich die unentbehrliche Grammatik gut gelehrt hat. Abildgaard war ein Mann von scharfem Verstande und vielen Kenntnissen. Wie ich ihm erzählte, daß ich von der nordischen Mythologie begeistert sei, machte er mir erst die alten Einwürfe; als ich aber anfing ihm meine Anschauungen mitzutheilen, fing er an mich mit Aufmerksamkeit zu betrachten; sein spöttisches Lächeln verwandelte sich nach und nach in ein ernstes Wundern, und als ich mich ausgesprochen hatte, sagte er bescheiden: „Ja —

ich bin bei Gott nicht der Mann, der sich gegen etwas Neues sträubt, wenn es gut und sinnreich ist.“ Wir sprachen von mehreren Dingen, auch von der Poesie; und da merkte ich wohl, daß er von meiner Kunst einen falschen Begriff hatte. Er sagte: „mit der Poesie und der Kunst verhält es sich auf höchst verschiedene Weise. Ein Dichter liegt in einer schlaflosen Nacht, es steigt eine glückliche Idee in seiner Seele auf, er spricht sie aus, und hat sich unsterblich gemacht. Der Künstler muß langsam arbeiten, und kommt erst nach und nach zum Ziele.“ Ich antwortete: „Der Dichter müsse sich auch nach und nach wissenschaftlich bilden; daß freilich eine glücklich ausgesprochene Idee gute Vermuthungen gäbe, nicht aber schon den wahren Dichter beweise, und daß viel Arbeit, Kunst, Studium und Berechnung dazu gehöre, ein großes, poetisches Werk zu gestalten.“ Abildgaard entließ mich sehr freundlich, ich änderte aber kurz darauf meinen Vorsatz, und drang nicht weiter in ihn, um ein Lokal zu den mythologischen Vorlesungen zu bekommen.

Ich hörte, daß die Gräfin Schimmelmann mit Vergnügen meine letzten Gedichte gelesen habe, und daß sie mich zu sehen wünschte. Gleich ging ich nach dem schönen Seeluft hinaus. Ich stand lange in den leeren Zimmern und wartete; endlich kam eine schlichtgekleidete, freundliche Frau herein, und sagte bescheiden grüßend: „Mein Mann wird gleich hier sein.“ Es war also die Gräfin selbst. Wir wurden bald bekannt mit einander, und sie ist mir seit diesem Augenblicke bis zu ihrem Tode eine liebevolle Gönnerin gewesen. Der Graf kam bald, und war eben so freundlich. Er billigte sehr meinen Vorsatz, daß ich seine königliche Hoheit, den Kronprinzen, um ein Reisestipendium aus dem

Fond ad usus publicos bitten wollte. Schimmelmann war selbst Vorsteher dieses Fonds, und versprach mir aus allen Kräften beizustehen. Auch billigte er meinen Vorsatz, erst nach Halle zu reisen, und von dort aus das Reisestipendium zu erbitten. Ich wurde jetzt öfter von Schimmelmanns eingeladen, und besuchte auch die Dichterin Frau Etatsräthin Brun auf ihrem schönen Landsitze in Friedrichsthal.

BERICHT

über

die Deutsche und Arabische Ausgabe

der

Tausend und Einen Nacht.

I. Die Deutsche Ausgabe.

Tausend und Eine Nacht. Arabische Erzählungen. Zum erstenmal aus einer Tunesischen Handschrift ergänzt und vollständig übersetzt von Max. Habicht, Fr. H. v. d. Hagen und Karl Schall. Zweite verbesserte, vermehrte und verschönerte Ausgabe. 15 Bändchen. Mit 15 Titelzeichnungen. gr. 16. Velindruckpapier.

Pränumerationspreis 6 Rthlr. 6 gr.

---

a) Ueber Inhalt und Werth.

Diese vollendete neueste deutsche Ausgabe, giebt die ergötzliche 1001 Nacht, bis auf wenige in allen bekannten Arabischen Hand-

schriften noch fehlenden Nächte zum erstenmal vollständig und somit auch den Schluß des Ganzen, mit der 1001ten Nacht, wie sie noch in keiner andern europäischen Sprache jemals gegeben worden ist. Dadurch enthält sie entschiedene Vorzüge vor allen andern Ausgaben, und Engländer und Franzosen müssen nun aus dem Deutschen übersetzen, wenn sie ihre Ausgaben vollständig liefern wollen.

Die Ausgaben von Galland und Gauttier in Paris, und Jonathan Scott in London, sind zwar der unsrigen zum Grunde gelegt, aber vorher genau mit der Habicht-Tunesischen Handschrift verglichen, und aus dieser überall ergänzt; alles was die Tunesische Handschrift mehr enthält, und somit auch der Schluß des Ganzen, an 200 neue Nächte aus dieser enthaltend, ist hier treu, nicht überarbeitet wiedergegeben. Und hier wird es großes Interesse gewähren zu sehen, wie diese Mährchen ursprünglich im Alt-Morgenländischen Stile klingen.

Nicht leicht ist ein auf Unterhaltung berechnetes Werk, welches daneben ein treues Gemälde des Arabischen Volkes in seiner Blüte-Zeit liefert, als Original und Uebersetzung zugleich, so weit durch den größten Theil Asiens, Nord-Afrika's und durch ganz Europa verbreitet worden. Für die Phantasie hat es unwiderstehliche Reize. Hörende können nicht satt werden sich daraus erzählen zu lassen; für Lesende gehört es zu jener Art Schriften, die man verschlingen möchte. Lichtenberg in seinen Schriften meint: es enthalte mehr echte Lebensweisheit als viele von den Leuten glauben, die Arabisch lernen. E. T. A. Hoffmann, in den Serapions-Brüdern, nennt es ein ewiges Buch, welches uns mitten in der Alltäglichkeit den wunderbarsten Zauber erschließt. Jean Paul, in seiner Vorschule der Aesthetik, stellt mehrere Liebgeschichten in den Arabischen Mährchen unter die Beispiele der Romantik, und in einem Briefe an den Verleger sagt er: „Die 1001 Nacht — auch für den großen Montesquieu ein Schoosbuch — ist die wahre Weihnachtgabe für Männer." — Eben so beifällig begrüßt Goethe unsere Ausgabe, wenn er an den Verleger schreibt: „Die reichen Bändchen der Tausend und Einen Nacht haben mir die angenehmsten Abendunterhaltungen bereitet" — Und so ist es ein Buch für Alle, weß Standes, Ranges, Alters, und

welcher Bildung jeder auch sein möge, und mit Hoffmann ein ewiges Buch zu nennen. —

b) Ueber die äußere Einrichtung und den Preis.

Dieses anziehende für Jung und Alt immer neue Buch, ist von der gebildeten Lesewelt so günstig aufgenommen worden, daß die erste Auflage binnen Jahresfrist sich vergriffen hat. Indem eine zweite Auflage nöthig wurde, war es unser Bestreben, diese in jeder Hinsicht noch vollkommener als die erste auszustatten, welche nun auf folgende Art erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben ist.

1) Werden alle 15 Bändchen auf einmal geliefert.

2) Ist der Text nochmals durchgehends revidirt, und mit neuen Nächten vermehrt worden, wodurch die drei erscheinenden schlechten Nachdrücke unbrauchbar werden.

3) Druck und Papier sind diesmal von Fr. Vieweg und Sohn in Braunschweig.

4) Zur fernern äußeren Ausschmückung sind 15 Titel-Zeichnungen beigegeben, welche von Herrn von Schwindt in Wien überaus sinnreich komponirt und gezeichnet, und von George Watts aus London trefflich in Holz geschnitten sind.

5) Der frühere Subscriptions-Preis ist, ungeachtet des höhern Kostenaufwandes bei der jetzigen Auflage, noch ermäßigt worden, und jetzt so wohlfeil, (jedes Bändchen mit einer schönen Titelzeichnung nur 10 gr. oder 12½ sgr.) daß jeder von den drei erscheinenden Nachdrücken im Preise höher zu stehen kommt.

Und so hoffen wir, werden Freunde schöner, korrekter und wohlfeiler Original-Ausgaben, dieser neuen splendiden Ausgabe der Tausend und Einen Nacht ihre beifällige Theilnahme nicht versagen.

II. Die Arabische Ausgabe
oder
das Manuscript aus Tunis.

Tausend und Eine Nacht. Arabisch. Nach einer Tunesischen Handschrift. Nebst Erklärung der darin vorkommenden und in den Wörterbüchern, namentlich im Golius, fehlenden Wörter. Herausgegeben von Dr. Max. Habicht.

1r. bis 4r. Band. 8. Geheftet. 12 Thlr.

Gleichzeitig mit der deutschen Ausgabe dieses trefflichen Werkes, wurde auch der Druck des Originals in Arabischer Sprache beschlossen, welcher weder in London noch in Paris bisher unternommen worden, obgleich dort die englischen und französischen Ausgaben von Jahr zu Jahr sich mehren, und so eben jetzt in London wieder eine neue englische Ausgabe der Tausend und einen Nacht in Einem Bande mit Holzschnitten, die aber den Holzschnitten unserer deutschen Ausgabe bei weitem nachstehen, und in Paris eine neue Miniatur-Ausgabe von demselben Werke erscheint.

Indem sich nun die Pariser und Londoner Orientalisten bisher blos damit beschäftigt haben, ihre Uebersetzungen aus dem Arabischen zu berichtigen und zu ergänzen, so wird das wahrhaft verdienstliche Unternehmen einer ersten Arabischen Ausgabe obiges Werkes mit Wort-Erklärungen, durch den Orientalisten Herrn Dr. und Professor Habicht in Breslau, gewiß immer größere Anerkennung finden.

Bis zum vierten starken Bande ist die Arabische Ausgabe nun im Druck vollendet, und wir können die Versicherung geben, daß die Fortsetzung auch ferner bis zum Schluß gegeben werden wird.

Mögen öffentliche Bibliotheken, so wie Sprachgelehrte, dieses Unternehmen theilnehmend unterstützen und fördern.

Buchhandlung *Josef Max* &. *Comp.* in Breslau.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Oehlenschläger, Adam Gottlob,

Adam Oehlenschläger's Schriften

Bd.: 1

Breslau 1829
Bibl.Mont. 766-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10713700-9